
BAND 2 KOMPASS-BÜCHEREI
KOMPASS
Jurij Brězan
Christa
Die Geschichte eines jungen Mädchens

KOMPASS-BÜCHEREI · BAND 2

JURIJ BRĚZAN

CHRISTA

Die Geschichte eines jungen Mädchens

1959

VERLAG NEUES LEBEN

1. Auflage

Printed in the German Democratic Republic
Lizenz Nr. 303 (305/138/59)
Einband: Eberhard Binder-Staßfurt
Satz und Druck: (III/9/1) Sächsische Zeitung, Dresden N 23
ES 9 D 4

WAS ZUVOR GESCHAH

Aus dem Grauen der Leipziger Kristallnacht rettete die achtzehnjährige Hausgehilfin Lena Lensch ein in dieser Nacht mutterlos gewordenes, kaum vier Monate altes Mädchen und brachte es zu seinem Vater, dem Textilkaufmann Hans Hagen.

Hagen, der sein Geschäft in einer Kleinstadt in der Nähe Dresdens betrieb, hatte sich kurz zuvor um des eigenen Vorteils willen von der Frau, die Jüdin war, und dem Kind losgesagt.

Er nahm das Kind nicht auf.

Die Magd brachte es zu ihren Eltern in das einsam am Rande des großen Luchwaldes liegende Waldhegerhaus. Sie berieten sich und beschlossen, das Kind zu wahren und zu erziehen wie ihr eigenes. Mutig nahm das Mädchen die Meinung des Dorfes auf sich, daß es in seinen jungen Jahren sich vergessen und ein uneheliches Kind zur Welt gebracht habe.

Gleich viel Mut bewies der Standesbeamte ihres dörflichen Heimatbezirkes, der auf die Bitte des Jakob Lensch drei Seiten des Geburtsregisters heraustrennte,

um dann auf die neugeschriebenen Seiten das Mädchen Christa Hagen in richtiger zeitlicher Folge als eheliche Tochter des Hegers Jakob Lensch und seiner Ehefrau Marta einzutragen.

Diese vier, der Standesbeamte Michael Belk, das Dienstmädchen Lena Lensch und ihre Eltern, glaubten fest daran, daß – bevor der Widerspruch zwischen der Meinung des Dorfes und der amtlichen Eintragung im Geburtsregister ruchbar würde – eine Zeit käme, die Kindern nicht ob eines Wahnwitzes nach dem Leben trachtete.

Also wuchs das Mädchen Christa bei den Hegersleuten auf und wurde ihnen, die schon in die grauen Jahre kamen, zum jüngsten und – daran ist nichts Absonderliches – liebsten Kind.

I. KAPITEL

Der letzte Maisonntag schien noch einmal alle Schönheiten dieses Monats zusammengerafft zu haben: Über und über blühte die große Wiese hinter dem Hegerhaus, Bienen und Schmetterlinge taumelten wie trunken von dem Übermaß an Düften, Hummeln brummten zornig.

Zwei Starenmännchen, die mit ihren Familien die beiden Brutkästen in der großen Rotbuche vor dem Haus bewohnten, pfiffen und sangen, allen Regeln und allen Futtersorgen für die Nachkommenschaft zum Trotz, in den lichtflimmernden Nachmittag hinein.

Sogar beim Juni hatte dieser Sonntag schon eine Anleihe gemacht. Die Kletterrose, die Christa vor Jahren dem Förster abgebettelt hatte, blinzelte mit einzelnen blaßroten Blüten schon in Christas Giebelstübchen hinein.

Christa saß im Gras unter der Rotbuche und hielt ein geflecktes Rehkitz auf dem Schoße, das sie mit der Flasche fütterte.

Eifrig und ohne Scheu schmatzte das hungrige Tier.

»Ich schenke es dir zum Geburtstag«, sagte Peter, der Forstgehilfe, der, an die Rotbuche gelehnt, dem Mädchen zusah.

Christa lächelte auf das Rehkitz hinunter und antwortete: »Ich habe ja erst in sechs Wochen Geburtstag.« Ihre Stimme war warm und zärtlich.

»Das macht nichts«, erklärte Peter, »in sechs Wochen finde ich bestimmt kein Kitz für dich.«

Christa wußte nichts zu antworten.

Das Böcklein war satt und legte sich in ihrem Schoß zum Schlaf zurecht.

»Wie alt wirst du?« fragte der Junge.

»Vierzehn.«

»Erst? Ich dachte schon Fünfzehn.«

»Schau mal«, sagte Christa. »Jetzt schläft er. Ich werde ihn ‚Max' taufen!«

Peter kam wieder auf ihren Geburtstag zurück. »Da bin ich vier Jahre älter als du.«

»Du kriegst ja auch schon einen Bart!« Christa lachte. »Puh! Ich möchte keinen Bart haben!«

Das Böcklein erschrak und wollte davon. Christa hielt es fest und streichelte es. »Schön brav schlafen, Max. Fein schlafen«, murmelte sie und wiegte es ein wenig.

»Ihr Jungen seid überhaupt komisch«, erklärte sie nachdenklich. »Richtig komisch!«

»Warum denn?« Peter lächelte und ließ sich am Stamm hinuntergleiten. Er saß jetzt hinter Christa und schaute zu, wie kupferne Lichter über das dichte braune Haar des Mädchens tanzten.

»Ihr seid's eben!« erklärte Christa.

»Ich auch?«

Das Mädchen drehte sich nach ihm um.

»Wenn du so guckst . . .«

»Wie denn?« wollte der Junge wissen.

»Jetzt guckst du wie Max. Genauso dumm! Und das ist komisch!« Sie wandte sich wieder ihrem Böcklein zu.

Peter schwieg und zerrupfte ein Grasbüschel.

Auf dem Weg fuhr ein Radfahrer. Jetzt bog er zum Hegerhaus ein, stieg vom Rad und lehnte es an den Gartenzaun.

»Der will bestimmt zum Förster«, sagte Christa.

Der Mann kam heran und fragte: »Ist Herr Lensch zu Hause?«

»Nein«, antwortete Christa. »Meine Mutter ist in der Stube.«

»Bist du etwa die Christa?« fragte er.

Christa schaute ihn erstaunt an.

»Ja«, entgegnete sie kurz.

Der Mann lächelte, ernsthaft und nachdenklich, und sagte: »So! Nun, dann gib mir mal die Hand!«

Christa legte ihre Hand für einen Augenblick in die des Fremden.

Während sie, unsicher geworden, vor ihm stand, betrachtete sie der Fremde eingehend. Er sah, daß sie groß und gut gewachsen war, daß die braunen Arme kräftig aus den Schultern herauswuchsen; sein Blick glitt über die hohe, gebuckelte Kinderstirn und das klare Gesicht und umfaßte noch einmal die ganze Gestalt.

Christa, unter den musternden Augen glutrot geworden, bückte sich und hob das Rehkitz auf.

»Komm, Peter!« Sie ging voraus in den Garten hinter dem Haus. Der Fremde schaute ihr einen Augenblick, wie unschlüssig, nach und ging dann ins Haus.

Mutter Lensch schrak von ihrem Buch auf, als es klopfte.

Der Fremde trat herein, grüßte, reichte ihr die Hand und redete gleich los, als ob sie sich schon lange kennten.

»Wie geht's denn immer noch, Mutter Lensch? Ah, ein schönes Buch! Das Buch – dein guter Freund, ja das stimmt schon, nicht wahr?«

»Ja«, nickte Frau Lensch. »Mein Mann ist nicht zu Hause.«

Der Fremde nahm sich einen Stuhl.

»Schade«, erklärte er, »aber nicht zu ändern. Ich bin nämlich Hans Hagen.«

Bevor der Schreck, der die Frau durchzuckte, ihr bewußt wurde, fuhr Hagen fort: »Christas Vater, sozusagen. Ich muß sagen, das Mädchen hat sich ja herausgemacht, ist ja sozusagen schon beinah erwachsen. Kann schon kräftig in der Wirtschaft mithelfen, nicht?«

Mutter Lensch starrte in das Gesicht des Fremden, der immerzu lächelte, während ihr kalte Angst ans Herz griff.

»'s ist ein gutes Mädel.« Sie nickte mühsam. Mein Mädel, mein Kind! dachte sie immerzu, während der andere redete, redete und lächelte.

Sie erfaßte nicht viel von dem, was er erzählte: Daß ja nun die Nazis glücklicherweise vertrieben seien – daß er selbst jahrelang in den braunen Stiefeln marschiert war, vergaß er zu erwähnen –, daß während der Zeit natürlich das Kind am besten hier aufgehoben gewesen sei, daß er sich oft und oft Sorgen um die Kleine gemacht habe – »aber, Sie verstehen, es war für das Kind das beste, daß ich mich hier nicht sehen ließ!« Von dem schrecklichen Krieg erzählte er – sagte aller-

dings nicht, daß er Zahlmeister gewesen war und nie die Front gesehen hatte; von der langen Zeit der Gefangenschaft und den furchtbaren Leiden im Lager sprach er – er verschwieg, daß er sich in den letzten Kriegstagen nach Holstein gerettet, nie einen Stacheldrahtzaun erblickt hatte und nur deswegen drei Jahre in Holstein geblieben war, um ein wenig Gras über seine allzu braunen Jahre wachsen zu lassen; er schilderte mit vielen leeren Worten, wie seine letzten Jahre mit Arbeit angefüllt gewesen seien – »fast über alles Maß, sozusagen« –, und wie es ihm endlich gelungen sei, unter riesenhaften Schwierigkeiten – »Sie wissen ja, Privatgeschäft und so« – sein Geschäft wiederaufzubauen; und daß er heute zwei Verkäuferinnen beschäftige, erwähnte er mit besonderem Stolz.

Mutter Lensch dachte, die Christa geb' ich nicht her! Der Mann hat kein Recht auf das Kind.

Aber der Fremde redete weiter und lächelte weiter: Daß er es für seine Schuldigkeit erachte, wenigstens nun einen kleinen Teil beizutragen für den Unterhalt des Mädchens.

Dann legte er hundert Mark auf den Tisch und sagte, das sei für die ersten vier Monate dieses Jahres, und künftig werde seine Bank monatlich fünfundzwanzig Mark überweisen und ...

Hier wachte Mutter Lensch aus ihrem dumpfen Schmerz auf.

Nein, nein, der Herr solle das Geld wieder mitnehmen, sie kämen auch so aus, Gott sei Dank. Noch sei der Mann rüstig, und sie bekäme ja die Rente.

Sie vermochte dem Fremden nicht zu sagen, daß vierzehn Jahre eine lange Zeit sind, lang genug, damit

zwei alte Herzen fest an ein Kinderherz anwachsen können – daß sie Angst hatte vor dem Geld, dem der Mann zu dienen schien und dem er mehr Recht und Kraft zutraute als dem Herzen und der Liebe, das ahnte Mutter Lensch wohl, ohne Worte dafür zu wissen.

Schließlich begriff Hagen ihr Sträuben. Aus seinem Gesicht wich das Lächeln, die leeren Worte versiegten ihm, und zwei kleine bittere Falten sprangen an seinen Mundwinkeln auf.

»Ja, ja«, sagte er langsam, fast als ob er zu sich selbst spräche, »man kann nichts zurückholen, was einmal geschehen ist.«

Mutter Lensch schaute auf: der jetzt sprach, war ein ganz anderer Mann.

»Ich habe in Pannewitz einen Bekannten – noch aus dem Kriege«, erzählte Hagen leise, »den Kaufmann Musil, wenn Sie ihn kennen.«

»Dem Namen nach.« Mutter Lensch nickte.

»Dem habe ich einmal erzählt«, fuhr Hagen fort, »von Christa; es gab da Stunden, im Kriege, meine ich, wo man plötzlich an seine Kinder denken mußte. Durch ihn habe ich erfahren, daß das Mädchen noch – daß es ihm gut geht.«

Er verstummte.

Mutter Lensch sah ihn schweigend an.

Plötzlich hob der Kaufmann den Kopf, das Nachdenken fiel von ihm ab, er faltete das Gesicht in wehmutsvollem Ernst, nahm Mutter Lenschens widerstrebende Rechte zwischen seine Hände und erklärte, daß natürlich das Mädchen ihr Kind bleibe, selbstverständlich – »es wäre ja direkt unmenschlich, sozusagen, an

anderes überhaupt zu denken« – das Geld wäre wirklich nur eine kleine Hilfe, und er leite daraus kein Recht auf Christa für sich ab, durchaus nicht.

So schwätzte und schwatzte er noch eine ganze Weile, fragte schließlich nach frischen Eiern, die Mutter Lensch, froh, ihn loszuwerden, eilig herbeiholte, sprach, in der Haustür stehend, noch einige gefühlvolle Worte und verschwand endlich, als die Schatten des Kiefernwaldes schon den ganzen Fahrweg eindunkelten.

II. KAPITEL

Der Sommer kam, mit ihm die Ferien und die Ernte. Christa raffte zum ersten Male statt der Mutter hinter dem Vater das Getreide aus den Schwaden zu Garben; an zwei Nachmittagen mähten sie das Roggenstück und ein wenig später noch das kleinere Weizenfeld ab. Die ersten beiden Augustwochen verlebte das Mädchen im Kinderferienlager in den Zittauer Bergen.

Während der Zeit, die danach von den Ferien noch blieb, zog Christa allmorgendlich in den Wald und sammelte Beeren und Pilze. Der Vater, stolz darauf, jeden Baum im Luchwald zu kennen, berichtete ihr, wo er bei seiner täglichen Arbeit im Walde die dicksten Blaubeerenbüsche entdeckt hatte, und riet ihr, wo sie am besten nach Steinpilzen suchen sollte.

Einmal in diesen Wochen weinte Christa bittere Tränen.

Mit ihrem Pilzkörbchen strich sie durch den Hochwald hinter dem Steinteich, kroch, manchmal auf

Knien, tief gebückt durch das dichte Fichtengestrüpp jenseits der Schneise, durchstreifte den bunten Niederwald am Birkenhügel und stand unversehens am Rande der im Mittagsglast flirrenden Hegerwiese, wo der Vater zu heuen pflegte.

Christa vernahm ein verhaltenes Lachen, schlich vorsichtig durch ein verfilztes Himbeerband näher und sah ein Mädchen in rotem Dirndlkleid und heller Bluse am Wiesenrande sitzen. Wieder lachte das Mädchen leise.

Neben dem Mädchen lag Peter im Grase.

Weit und dunkel wurden Christas Augen. Dem Mädchen fielen die Haare, hell wie reifer Roggen, ins Gesicht, während es sich über Peter beugte und ihn mit einem Grashalm neckte.

»Laß, Inge!« hörte Christa Peter sagen.

Das Mädchen mochte aber sein Spiel nicht lassen. Als Peter niesen mußte, lachte sie erneut auf, jetzt klingend und laut.

Nun richtete sich Peter auf und griff nach dem Grashalm, das Mädchen schrie leise auf und versteckte ihre Hände blitzschnell auf dem Rücken, verlor dadurch das Gleichgewicht und fiel gegen Peters Brust; Peter sank zurück, und Christa sah noch, während ihr das Blut ins Gesicht schoß, wie das Mädchen ihn küßte. Dann hastete sie durch das Unterholz davon, das unter ihren Schritten knackend brach und mit sperrigen Zweigen nach ihr stach.

Sie bemerkte nicht mehr, wie Peter aufsprang und das Mädchen trotzend ohne ihn durch den Wald nach Hause lief.

Christa rannte unter hohen Kiefern dahin, stolperte

über eine Wurzel und schlug lang hin. Im Sturze ließ sie den Pilzkorb fallen, die jungen Steinpilze sprangen aus dem Korb, kollerten über den Boden und zerbrachen.

Christa legte das Gesicht auf den Unterarm und weinte laut und stoßend. Dicke Tränen quollen unaufhörlich unter ihren Lidern hervor, rannen über die brennenden Wangen, netzten den Unterarm und tropften in den weichen Nadelboden.

Ihr war es, als ob sie nie wieder aufhören könnte zu weinen, als ob sie hier liegenbleiben müßte, dem, was da weh tat, ganz hingegeben, und nie nach Hause zurückkehren würde.

Sie wußte nicht, warum sie weinte, sie wollte es auch gar nicht wissen, sie wollte überhaupt nichts mehr als weinen.

Als sie merkte, daß das schmerzhafte Stoßen nachließ, und als die Tränen nicht mehr von allein rinnen wollten, versuchte sie weiter zu weinen. Aber die Tränen wollten nicht mehr kommen.

Sie dachte an etwas Trauriges: daß sie hier ganz einsam in dem großen Wald liege, daß vielleicht gerade jetzt eine Kreuzotter sich über den weichen Boden an sie heranschlängele, um ihre Giftzähne in ihre Beine zu schlagen.

Christa biß die Zähne fest aufeinander und rührte sich nicht. Die Schlange sollte ruhig zubeißen, sie – Christa – würde nicht schreien, die Wunde nicht aufschneiden und das Gift nicht aussaugen, nein – sie würde liegenbleiben, und morgen ist sie tot; man wird sie suchen, Peter wird sie finden, und es geschieht ihm ganz recht, daß sie dann gestorben ist! Und den Max kann er auch wiederhaben. Er kann ihn ja der Inge mit

den komischen Roggenhaaren schenken! Die wird ihn bestimmt verhungern lassen. Und auch das geschieht dem Peter ganz recht!

Die Tränen kamen immer noch nicht. Christa vergaß, daß sie weinen wollte, und dachte an ihr Begräbnis. Sicher bekäme sie einen weißen Sarg, und die ganze Schule liefe mit. Sie überlegte, welches Lied der Schulchor an ihrem Grabe singen sollte, ein recht trauriges müßte es sein, natürlich; aber es fiel und fiel ihr kein trauriges ein. Sie kam dabei auf das Lied von der Eberesche, die so schön blüht; da mußte sie an die kleine Esche denken, der sie ein Pfirsich- und ein Pflaumenreis aufgepfropft hatte. Nun wird sie nicht mehr erfahren, was daraus wird. Der Gärtner behauptet ja, das sei Unsinn, aber er ist alt und nicht für neue Dinge. Er sagt ja auch, daß die Geschichte mit Max nichts wird, er hätte im Leben noch nie einen zahmen Rehbock gesehen. Natürlich wird Max zahm, das ist ganz klar. Und wenn sie noch ein Reh dazubekäme, das hätte dann Junge, und in zwei Jahren wären es schon fünf – vielleicht –, und in vier Jahren ...

Unversehens schlief Christa ein. Ruhig und leicht ging ihr Atem. Wie längst ihre Tränen getrocknet waren, so trockneten auf dem sonnendurchwobenen warmen Waldboden die zerbrochenen Steinpilze.

So fand Peter sie und rief sie beim Namen. Das Mädchen fuhr hoch, starrte, noch schlafbefangen, einen Augenblick lang den Jägerburschen an, sprang jählings auf, griff nach dem Körbchen und rannte davon, so schnell es seine hohen braungebrannten Beine tragen mochten.

Verdutzt schaute Peter ihr nach.

Er wunderte sich in den Wochen bis zu seiner Abreise nach Tharandt zur Forstschule des öfteren, daß ihm Christa, der er ein Jahr lang der beste Spielkamerad gewesen war, füglich auswich.

III. KAPITEL

Das neue Schuljahr, das letzte der Grundschule, brachte viel Arbeit für Christa und mancherlei Aufregung für sie und die Hegersleute.

Christa wurde für die Oberschule vorgeschlagen. Ihr Lehrer kam ins Hegerhaus und sprach mit den Eltern darüber. Vater Lensch goß dem Lehrer ein Glas Korn, auf Wacholderbeeren gezogen, ein, wiegte den Kopf, sagte »nu ja, nu ja« und fragte, wieviel die Oberschule wohl kosten würde.

»Ganz bestimmt bekommt Christa ein gutes Stipendium«, versicherte der Lehrer. Reichlich genug für Schulgeld und Bücher und mancherlei anderes, das nötig wäre, wenn sie sich nicht entschlössen, das Mädchen ins Internat der Schule zu geben.

Da meldete sich Mutter Lensch, die ihren Stolz darauf, daß Christa für die Oberschule ausgewählt worden war, nicht versteckte: Christa habe ja ein ganz neues Fahrrad, und weit zur Schule sei es nicht und – kurz und gut, sie möchten sie schon gern zu Hause behalten.

Mutter Lensch dachte, wie so oft, an Hans Hagen, und stets beschlich sie dabei dumpfe Furcht.

Auch Vater Lensch brummelte: »Ja, daheim behalten täten wir sie am liebsten.«

Der Lehrer sprach noch ein wenig davon, wie gut die Kinder in ihrem Internat aufgehoben seien und wieviel leichter es wäre für sie, hätten sie sozusagen die Schule im Haus.

Aber bald mußte er einsehen, daß die Hegersleute durchaus nicht und auf keinen Fall für das Internat zu gewinnen waren. Da er aus allem immer mehr erkannte, wie sehr die Eltern an ihrem Spätling hingen, ließ er es schließlich dabei bewenden. Er wußte ja auch, daß Christa im Hegerhaus jede nötige Ruhe zum Lernen hatte.

Am nächsten Nachmittag säte Christa den ersten Salat und frühe Radieschen ins Frühbeet aus. Der Rehbock Max, der schon ein großer Bursche geworden war und Christa sichtbarlich anhing, aber im übrigen sich durchaus nicht so zahm benahm, wie sie das erwartet hatte, äugte ihr ruhig aus dem Obstgarten zu.

Die Mutter brachte noch ein Tütchen Kohlrabisamen herbei. Während sie zusah, wie Christas erdverkrusteter Zeigefinger eine schmale Furche durch das weiche Erdreich zog, fragte sie plötzlich: »Willst du gern auf die Schule gehen, Christa?«

Christa, ganz hingegeben, eine schnurgerade Furche zu ziehen, murmelte: »Doch, Mutter.«

»Und was willst du lernen?«

Christa verhielt in der Arbeit, bohrte den Zeigefinger verlegen-nachdenklich in die Furche, hob dann das Gesicht und lächelte seltsam.

Die Mutter sah dies Lächeln und dachte: Sie ist kein Kind mehr. Oder: nicht mehr nur Kind.

Christa bekannte: »Ich weiß es nicht . . .«

Die Mutter schaute ratlos in das immer noch

lächelnd ihr zugewandte junge Gesicht. Vor ihrer Ratlosigkeit wurde Christa rot und flüsterte: »Ich weiß es wirklich nicht, Mutter.«

Die Mutter ließ sich, ein wenig mühsam, auf den Rand des Frühbeets nieder. Sie murmelte: »Aber das mußt du doch wissen! Vielleicht willst du Lehrerin werden?«

»Nein«, entgegnete Christa fest, fast fröhlich, und setzte sich auch.

»Oder vielleicht Ärztin?« forschte die Mutter weiter.

Wieder schüttelte Christa den Kopf. »Nein.«

Wenn nicht Ärztin und nicht Lehrerin, dachte die Mutter, ja, was denn sonst? Sie wußte nicht mehr weiter zu fragen.

Schließlich fiel ihr etwas ein. »Wenn du nun nicht zur Oberschule könntest, was würdest du dann tun?«

Ohne zu überlegen, antwortete Christa: »Gärtner lernen.«

»Gärtner?« Die Mutter fuhr verdutzt herum. Sie hatte noch nie gehört, daß ein Mädchen Gärtner lernte.

Christa tat die Mutter leid, weil sie sich soviel Gedanken um Dinge machte, die doch ganz einfach waren: Sie ging eben auf die Oberschule, und spätestens in der zehnten Klasse würde sie schon wissen, welcher Beruf der richtige für sie war; dann könnte sie auf die Fachschule gehen oder aber das Abitur machen und auf der Universität studieren. Auf alle Fälle ist es gut, zehn Schuljahre hinter sich zu haben, ganz gleich, was man später tut.

Heiß stieg in dem Mädchen ein Gefühl für die ratlose Mutter hoch; am liebsten wollte sie sich zu ihr schieben, »Mutsch« zu ihr sagen – wie sie es früher in

spärlichen Schmeichelstunden getan hatte – und ihren braunen Kopf an Mutters Brust schmiegen. Vielleicht konnte man Mutter auch einen Kuß geben. Sie hatte Mutter noch nie geküßt, höchstens als sie noch klein war. Langsam kroch dem Mädchen Röte in die Wangen, flutete über die Stirn, rieselte den Hals hinab, und es schien ihr, als sei sie rot geworden, ganz und gar.

Plötzlich stand Christa auf, beugte sich wieder über ihre Arbeit und erklärte laut und deutlich: »Du bist aber dumm, Mutter!« Sie erschrak vor den eigenen Worten; sie hatte etwas ganz anderes sagen wollen, etwas Liebes.

»So spricht man nicht zu seiner Mutter! Du hast einen losen Mund!« rügte die Mutter streng und ging ohne ein weiteres Wort ins Haus. Christa wollte ihr nachlaufen, um Verzeihung bitten, aber irgend etwas hinderte sie, sie konnte einfach nicht.

Auch später am Abend sprach die Mutter kaum mit ihr, und der Vater, dem sie es wohl gesagt hatte, hatte nur kurze Worte für Christa übrig. Christa murmelte bald den Gutenachtgruß und lief in ihr Stübchen hinauf. Ganz erbärmlich war ihr zumute, fest und schwer wie ein Stein stak ihr ein Schmerz tief im Hals und ließ sie nicht einschlafen.

Sie hörte den Vater die Haustür schließen, mit schweren Schritten die Treppe heraufkommen und in die Schlafkammer treten. Ohne zu atmen, lauschte Christa, ob nicht der leichte Schritt der Mutter hinterherkäme. Dann stieg sie schnell aus dem Bett, schlich auf nackten Sohlen leise zur Treppe und huschte lautlos hinunter.

Die Mutter schaute erstaunt hoch, als die Tür auf-

ging und ihr großes Mädel im Nachthemd auf der Schwelle stand. Christa blieb an der Tür stehen, rieb sich mit dem rechten Fuß das linke Schienbein und hielt den Blick gesenkt. Die Mutter blieb wartend sitzen.

Schließlich murmelte Christa undeutlich hervor: »Ich hab' das nicht so gemeint, Mutter . . .«

»Dann ist's ja gut«, entgegnete die Mutter versöhnt. »Geh schnell wieder ins Bett, sonst erkältest du dich!«

»Gute Nacht – Mutsch!« sagte Christa leise, drehte sich um, nahm ihr Nachthemd mit beiden Händen hoch und sauste die Treppe hinauf, ohne sich zu bemühen, leise zu sein.

Oben kuschelte sie sich im Bett zurecht, seufzte tief zufrieden auf und war augenblicks eingeschlafen.

Mutter Lensch las noch eine Weile, und als sie schließlich das Licht löschte, war es nicht mehr weit bis Mitternacht.

Sie schaute noch einmal in Christas Kammer. Das Mädchen schlief fest und ruhig. Wie stets seit den frühen Kinderjahren hielt sie in der linken Faust einen ihrer dicken braunen Zöpfe. Während die Mutter später in ihrem Bett auf den Schlaf wartete, beschloß sie, dem Mädel zwei neue Nachthemden zu kaufen. Die alten waren wirklich zu kurz. Und zu eng auch. Aus dem Kind wird ein Mädchen, dachte die Mutter ein wenig wehmütig und wünschte bei sich, sie möchte noch so lange leben, bis aus dem Mädchen ein fertiger Mensch würde.

IV. KAPITEL

Im frühen Sommer wurde Christa zusammen mit siebzehn anderen feierlich aus der Grundschule entlassen.

Als sie mit der Mutter von der Entlassungsfeier heimkam, staken zwei Briefe im Weinspalier neben der verschlossenen Haustür. Die Mutter reichte den einen Christa und nahm den anderen, nach einem Blick auf den Absender, hastig an sich.

Christa setzte sich gleich auf die sonnenwarme Steinschwelle und öffnete ihren Brief, sogleich errötend, als sie Peters Schrift erkannte.

Peter schrieb gar nicht viel; er wünschte ihr Glück und erzählte, daß er sich in seiner Schule arg dranhalten müsse, um mitzukommen. Die meisten in seiner Klasse hätten ihm vieles voraus. Manchmal dächte er, Waldarbeiter – wie er früher war – sei doch viel einfacher. Aber er müsse schon pauken, sonst würde sie – Christa – ihn gar nicht mehr ansehen, wenn sie Oberschülerin wäre. Und das wäre doch schlimm.

Er erkundigte sich auch nach Max und riet schließlich Christa, wenn sie gar keinen Beruf für sich wüßte, solle sie auch Förster lernen.

»Vielleicht kriegen wir dann zusammen eine Försterei«, schrieb er und versprach, ganz bestimmt am nächsten Sonntag nach Hause zu kommen – Pannewitz lag kaum eine Fahrradstunde weiter nach Süden –, und weil er den Förster besuchen wolle, würde er sich auch gern Christas Abgangszeugnis anschauen.

Christa ließ den Brief auf dem Schoß liegen, legte

den Kopf an den rauhen Stein hinter sich und blinzelte gedankenlos-zufrieden in die Sonne, die durch das Blattwerk der Rotbuche nach ihr stach. Dann wieder starrte sie den Gartenzaun an und überlegte, ob sie wohl – mit Anlauf und Sprungbrett natürlich – darüberkäme.

Drinnen am Tisch saß die Mutter und bemühte sich an das, was weiter geschehen solle, zu denken, obwohl dumpfer Schmerz ihre Gedanken vernebelte.

Am Ende beschloß sie, erst mit ihrem Mann darüber zu sprechen, und schob den Brief zuunterst in das Schübchen der Nähmaschine.

Diesen Brief hatte der Kaufmann Hans Hagen geschrieben.

»Meine liebe Tochter!« begann der Brief, der mit vielen Worten, die ans Gefühl pochten und doch nicht aus einem warmen Herzen kamen, von seiner so lange unterdrückten Vaterliebe sprach.

»Deine liebe Mutter«, schrieb er, »kam durch einen Unfall ums Leben, und ich war gezwungen, Dich in die Hände fremder Menschen zu geben.«

Er berichtete, wie er durch Fleiß und Können sich endlich wieder eine neue Existenz aufgebaut habe, und riet ihr: »Du bist nun aus der Schule entlassen, liebe Tochter. Damit fängt für Dich ein neuer Lebensabschnitt an. Ich erachte es für meine Pflicht, Dir aus dem Schatz meiner Lebenserfahrung einiges mitzugeben auf Deinen ferneren Lebensweg.

Sei tapfer, treu und ehrlich. Rede wenig, laß die anderen reden.

Kümmere Dich auch nicht um Politik. Vor allem aber: lerne, liebe Tochter, schau nicht nach rechts und

links, denke immer nur an Dein Ziel. Erst wenn Du etwas kannst, wenn Du m e h r kannst als die anderen, können Dir die Menschen und ihre Meinungen gleichgültig sein.«

Weiter unten hieß es: »Sei Deinen Pflegeeltern stets dankbar; sie haben Dich erzogen, so gut sie es verstanden. Wenn es einmal schwer ist, mit ihnen auszukommen, dann tröste Dich und wisse, daß Du ja einen wirklichen Vater hast, zu dem Du jederzeit kommen kannst.«

Unterschrieben hatte der Kaufmann den Brief: »Dein Dich liebender Vater.«

Die Mutter trat in die Haustür, schien nicht zu sehen, daß Christa in ihrem besten Kleid auf der Steinschwelle saß, und fragte leichthin: »Was schreibt denn Peter?«

»Willst du lesen?« Christa drehte sich halb herum und hielt der Mutter den offenen Brief hin.

Die Mutter schüttelte den Kopf: »Erzähl mir's!«

»Och«, sage Christa, »er schreibt bloß von der Schule und so.« Plötzlich fügte sie hell und freudig, ohne es eigentlich zu wollen, hinzu: »Vielleicht kommt er am Sonntag her.«

Schnell wandte sie sich ab; kroch ihr doch wieder diese dumme Röte ins Gesicht.

»So«, meinte die Mutter und dachte: Hoffentlich fragt sie nicht nach dem anderen Brief!

Christa fragte nicht danach.

Abends, als sie längst im Bett lag, las Jakob Lensch den Brief. Zornig, mit der Faust auf den Tisch schlagend, schrie er: »Ein ganz schlechter Mensch ist das!«

Böse knurrte er: »Ein ganz schlechter Mensch!«

Ratlos murmelte er: »Ein schlechter Mensch ...«

Ratlos wie er, war die Mutter seiner Meinung darin, daß man Christa jetzt alles erzählen müsse, ihr sagen müsse: »Du bist nicht unsere Tochter.«

Darin waren sie sich einig. Sie machten sich auch Vorwürfe, es nicht schon längst getan zu haben.

»Du wolltest es nicht«, grollte der Mann. »Falsche Liebe ist das!«

»Warum sollten wir dem Mädel das Herz schwermachen«, verteidigte sich die Frau, »ihr sagen, daß sie mutterlos sei und einen Lumpen zum Vater habe? Das Mädel tat mir leid.«

»Jetzt haben wir's nun!« schalt der Mann. »Jetzt muß es doch sein.«

Aber ratlos, trotz allem Suchen, blieben sie vor der Frage, wie solches zu geschehen habe und wer von ihnen der liebsten Tochter sagen solle, sie sei eine Fremde.

»Ich kann es nicht«, murmelte der Vater.

»Ich kann es nicht«, seufzte die Mutter.

Ein Fremder könne es noch weniger, auch darin wurden sie sich einig.

»Wenn wenigstens Lena in der Nähe wäre!« meinte der Mann.

Aber Lena, die Christa damals gerettet hatte, war gleich nach dem Kriege die Frau eines polnischen Schlossers geworden, den sie als Kriegsgefangenen kennengelernt hatte, und lebte seit fast acht Jahren mit ihm in einer kleinen Stadt an der Weichsel.

Sie dachten an den Lehrer, sie dachten an den Pfarrer, und beide dünkten ihnen nicht nah genug, weder den Eltern noch dem Mädchen.

Sie entsannen sich auch des Standesbeamten, der noch lebte und der nach dem Kriege zweiundzwanzig Seiten seines Geburtsregisters, beginnend mit der Seite, auf der Christas Geburt vermeldet war, herausgerissen, neu eingeschrieben und später amtlich vermeldet hatte, daß fünfundzwanzig Seiten durch Kriegseinwirkung verdorben und unlesbar geworden seien.

Dieser alte Mann, der wohl alles von Christa wußte, schien den Hegersleuten aber noch weniger geeignet, ihr alles zu erklären.

Tief in der Nacht, als sie beide stumm in die Dunkelheit ihrer Schlafkammer starrten, sagte die Frau: »Ich tue es.«

»Ich denke, es ist recht so«, entgegnete der Mann.

Nach einer Weile murmelte er: »Schlaf gut, Mutter«, und drehte sich um. Aber weder er, dessen Wesen zärtliche Worte so fremd waren wie dem Juli der Schnee, noch die Mutter, die sieben Kinder geboren und die reifste Mutterliebe dem fremden Kind aufgespart hatte, vermochte einzuschlafen.

Als der frühe Morgen sich über die Wipfel des nahen Luchwaldes zu breiten begann, erhob sich der Mann vorsichtig und leise.

»Es ist noch früh«, sagte die Mutter.

»Ich weiß«, antwortete der Mann, nicht im mindesten erstaunt, daß auch sie wachte.

V. KAPITEL

Am nächsten Vormittag bereiteten Christa und die Mutter in der Küche Johannisbeeren zum Einkochen vor, als die Postbotin die Zeitung brachte.

Die Mutter wollte immer gleich wissen, was Neues drinstand. Heute aber hatte sie die Finger so voll von dem klebrig-roten Saft, daß sie bat: »Lies mir vor, Christa! Du hast saubere Hände.«

Christa drehte das Blatt zunächst herum und schaute auf die Rückseite. »Heute ist niemand gestorben, Mutter«, sagte sie; sie lächelte dabei ein wenig, weil es ihr immer wieder seltsam vorkam, daß Mutter stets zuerst die Familiennachrichten aufschlug.

Nun kamen die Kreisnachrichten an die Reihe.

Irgendwo war ein Pferd in einen Graben gefallen, die Feuerwehr hatte es herausziehen müssen.

Ein anderes Dorf hatte schon allen Raps gedroschen und sein Eiersoll zu hundert Prozent erfüllt.

Ein Bauer schrieb, daß ein Traktorist von der MTS bei ihm schlecht gearbeitet habe, und verlangte eine gründlichere Schulung für die Traktoristen.

In dem Dorf, das mitten im Luchwald lag – wo übrigens der Älteste der Hegersleute seit fast fünfzehn Jahren eine kleine Wirtschaft betrieb –, waren nachts Wildschweine auf der Straße aufgetaucht. Am nächsten Tag war ein Jagdkommando erschienen, hatte aber leider kein Schwarzwild mehr zu Gesicht bekommen.

Von den ersten zwei Zeitungsseiten wählte Christa nur solche Nachrichten aus, von denen sie glaubte, sie

würden die Mutter interessieren. Dabei stieß sie auf einen Bericht über koreanische Waisenkinder, die nach Moritzburg gekommen waren.

»Die armen Kinder!« Die Mutter seufzte mitleidig. »Erst haben sie Vater und Mutter verloren, und nun wachsen sie so weit von der Heimat auf.«

»Ich denke, Mutter«, meinte Christa nachdenklich, »für sie ist es besser, wenn sie zu uns kommen. Daheim sehen sie immer nur das ganze Elend, alles verbrannt und verwüstet.«

Schweigend zupften sie eine Weile die Beeren von den Stielen.

Dann fragte die Mutter: »Wenn du eine solche Waise wärst, möchtest du dann von daheim weg, Christl?«

»Ja«, entgegnete Christa, schränkte aber gleich ein: »Ich weiß nicht, Mutter.« Nach einer Weile erklärte sie: »Für Kinder ist es vielleicht gut, damit sie ruhig leben können. Sonst würden sie ja nie spielen und lachen mögen. Aber wenn man erwachsen ist, dann ist das, denke ich, anders.«

»Warum ist es dann anders?«

»Weil«, es war schwierig für Christa, in Worten das auszudrücken, was sie empfand, »siehst du, Mutter – wenn ich so ein koreanisches Mädchen wäre, ich meine, genauso alt, wie ich jetzt bin, dann will ich doch wissen, warum meine Eltern gestorben sind oder wer sie gemordet hat. Und überhaupt alles will ich über sie wissen.«

»Warum mußt du denn das wissen, Christl?« fragte die Mutter mit einem solchen Interesse, daß Christa sie erstaunt ansah.

»Aber das ist doch klar, Mutter!« entgegnete sie fast ungeduldig. »Ich will doch wissen, woher ich komme! Wenn ich weiß, woher ich komme, dann weiß ich doch viel besser, was ich will. Verstehst du denn das nicht?«

»Ich verstehe es schon.« Die Mutter nickte. »Christl«, begann sie nach einer Weile, »hast du eigentlich nie darüber nachgedacht, wie es kommt, daß du soviel jünger bist als deine Schwestern und dein Bruder?«

Christa errötete tief und schwieg.

»Einmal«, murmelte sie dann mit gesenktem Kopf, »es war voriges Jahr, als wir Kartoffelkäfer gesucht haben, hat eine Frau zu einer anderen gesagt – sie hat nicht gedacht, daß ich es höre –, da hat sie gesagt . . .«

»Was hat sie gesagt?« fragte die Mutter leise.

»Daß – daß ich – eigentlich – daß ich gar nicht euer Kind bin.«

»Hat sie auch, ich meine, hat die Frau gesagt, wessen Kind du seist?« murmelte die Mutter und blickte die Tochter nicht an.

»Ja.« – Schweigen. – »Daß Lena meine Mutter ist.«

Die vier Hände, die zwei alten und die zwei jungen, zupften die Beeren so schnell und hastig von den Stielen, als hänge davon alles ab.

»Hast du Lena lieb?« flüsterte die Mutter.

»Ja«, entgegnete Christa gleicherweise. »Sie war immer sehr gut zu mir.«

»Lena«, erklärte die Mutter langsam, »ist nicht deine Mutter. Deine Mutter ist gestorben, mein Kind.«

Die eben noch so eifrigen Hände vergaßen die Beeren.

»Am 9. November 1938«, fuhr die Frau leise, aber mit fester Stimme fort, »haben die Nazis jüdische

Geschäfte und Häuser geplündert und viele Menschen in die Lager verschleppt. Deine Mutter und deinen Großvater auch. Dort hat man sie umgebracht.«

Christa hob verwirrt den Kopf und richtete die Augen groß und dunkel auf die Frau. »Meine Mutter war Jüdin?«

»Ja«, antwortete die Frau. »Und Lena diente bei deinem Großvater. Sie brachte dich am nächsten Tage zu uns.«

»Und wer ist mein Vater? Wo ist er?«

»Er lebt«, entgegnete die Mutter. »Es ist der Herr Hagen. Er war einmal bei uns, vor einem Jahr, gerade, als dir Peter das Kitz gebracht hatte.«

Christa entsann sich. »Ich weiß«, sagte sie, ». . . warum bin ich nicht bei ihm geblieben?«

Mutter Lensch überlegte, wie sie ihr die Wahrheit sagen sollte. Was nützt es dem Kind, zu wissen, daß ihr Vater ein Lump war, dachte sie.

Sie holte ein leeres Einweckglas vom Bord.

»Ist er auch Jude?«

»Nein«, entgegnete sie. »Er meinte, es wäre nicht gut, wenn er dich behalten hätte.« Eine barmherzige Lüge ist keine Lüge, dachte sie. Schnell fügte sie hinzu, als sie die erstaunt fragenden Augen des Mädchens bemerkte: »Bei uns aber konnte dir nichts geschehen! Du galtest ja als unser Kind.«

Sie ging geschäftig hin und her, während Christa still am Tische saß und, ohne es gewahr zu werden, eine der roten Beeren nach der anderen zwischen ihren Fingern zerdrückte.

»War mein Vater nicht zu Hause«, fragte sie, »als die – als die gekommen sind?«

»Deine Mutter war nicht daheim. Sie war zu Besuch bei deinem Großvater in Leipzig.«

»Ich möchte alles wissen!« forderte Christa.

Hastig versicherte die Mutter: »Mehr weiß ich nicht, Christl.« Sie setzte sich nieder an den Tisch und füllte behutsam und leise die Beeren in die Gläser.

Das Mädchen saß bewegungslos und stumm und starrte blicklos geradeaus. Ihre Hände lagen ruhig auf der Tischplatte.

»Was hat mein Vater dann gemacht?« fragte sie spröde.

»Ich weiß es nicht«, bekannte die Mutter.

»Ist er nie gekommen, hat er nie geschrieben?«

»Voriges Jahr war er zum ersten Male hier. Er hat auch vorher nie geschrieben.«

»Nach dem Krieg war doch keine Gefahr mehr . . .«, sagte Christa sinnend, wie zu sich selbst.

Die Mutter ging in die Stube und holte den Brief des Kaufmanns. Sie reichte ihn Christa.

Das Mädchen las ihn und legte ihn auf den Tisch. »Er schreibt«, sagte sie, »daß meine Mutter durch ein Unglück ums Leben kam . . .«

»Er meint diese Kristallnacht«, log die Mutter.

Als sie wieder auf das Mädchen blickte, sah sie, daß Christa weinte.

Groß und hell rannen ihre Tränen aus den weitoffenen Augen über das stille Gesicht und tropften unbeachtet in ihren Schoß.

Die Mutter spürte, daß es kein Wort gab, das sie ihr hätte sagen dürfen, und schwieg.

Lange blieben sie stumm.

Dann sagte Christa – ihre Stimme klang voll und

reif, und die Mutter wußte, daß das Mädchen seine letzten Kindertränen geweint hatte: »Ich danke euch, für alles . . .«

Plötzlich aber riß es sie hoch, sie schluchzte auf und barg den Kopf im Schoß der Frau.

VI. KAPITEL

Der Kaufmann hatte in den folgenden Wochen und Monaten wenig Zeit, an Christa zu denken oder sich darüber zu erregen, daß sie auf seinen langen Brief nicht antwortete.

Er dachte an die Gründung einer neuen Ehe.

Er kannte manches Mädchen, das ihm gut gefiel. Eine Ehe aber, glaubte er aus voller Überzeugung, sei in erster Linie eine Angelegenheit der Vernunft. Er dachte nicht: Geschäft – aber er meinte es so.

Mit kühler Berechnung suchte er eine Frau, die in dieser Hinsicht zu ihm paßte.

Wenn sie außerdem noch jung, gut anzusehen und gut von Charakter wäre, sei es noch viel besser.

Zunächst richtete er sein Augenmerk auf die um zwanzig Jahre jüngere Anneliese Schmitt, die Tochter des Inhabers der Eisenwarenhandlung am Dornschnabel.

Er empfand sofort Sympathie für dieses zierliche, braunhaarige und braunäugige Mädchen, als er es kennenlernte. Das war an einem geselligen Abend der Kaufmannschaft der Stadt. Zufällig geriet er an ihren Tisch, wo sie lebhaft, scharf und ohne jegliche Furcht

sich über die neuen Steuergesetze erregte, die einem kaum noch das trockene Brot ließen. Dabei funkelte und sprühte an ihrem Hals ein großer Smaragd, den ihr der Vater vor wenigen Tagen zum Geburtstag geschenkt hatte.

Der schnell und ziemlich genau taxierte Wert dieses Smaragdes wie auch die unverhohlene Feindschaft der Eisenwarenhändlerstochter gegenüber der Steuer erweckte in Hagen eine solche Sympathie für diese furchtlose und hübsche Anneliese, daß er fast ausschließlich mit ihr tanzte, sogar zwei Flaschen Sekt mit ihr trank und am Ende ein Taxi rief, um das Mädchen in ihr wunderschön am Südrande der Stadt gelegenes elterliches Einfamilienhaus zu begleiten.

Zum Abschied küßte er Anneliese galant die Hand und wartete barhaupt, bis sie das schmiedeeiserne Gartentor hinter sich geschlossen hatte und zwischen den blühenden Magnolienbüschen des Vorgartens verschwunden war.

Am nächsten Tage begann er vorsichtig durch seinen Freund, den Rechtsanwalt Dr. Hermann Johst, Erkundigungen einzuziehen. Es ergab sich Betrübliches: entweder arbeitete W. Ch. Schmitts Eisenwarenhandlung mit erheblichen Verlusten, oder aber der rundliche Wilhelm Christian Schmitt täuschte den schlechten Geschäftsgang vor und unterschlug nicht unerhebliche Steuern. Das letztere konnte deswegen durchaus wahrscheinlich sein, weil – wie Hagens weitere Erkundigungen ergaben – Schmitt ein umfangreiches Lager über den Krieg hinweggerettet hatte.

Für diese Möglichkeit sprach auch die Tatsache, daß eine Reihe angesehener Geschäftsleute der Stadt sich

ziemlich offensichtlich von Schmitt fernhielten, während einige, zumindest windige, Leute zu seinem Freundeskreis gehörten.

Eines Abends setzte sich der Kaufmann hin und führte sich alles vor Augen, was er von Anneliese Schmitt und der Eisenwarenhandlung am Dornschnabel wußte. Es war manches, was für Anneliese sprach – Hagen schien es fast, als hätte er sich in sie verliebt.

Annelieses Vater aber und die Eisenwarenhandlung, meinte Hagen, seien so undurchsichtig, daß er es doch nicht riskieren könne, sein eigenes aufblühendes Geschäft durch eine zu enge Verbindung mit Schmitt zu gefährden.

Er seufzte und sagte halblaut zu sich selber: »Die kleinen Leute haben's gut. Die können heiraten, wie's ihnen gefällt.«

An einem der nächsten Tage machte Dr. Johst den Kaufmann auf die Tochter von »Konditorei und Café ‚Schöne Aussicht'« aufmerksam. Die Konditorei lag auf einem Hügel am Südrand der Stadt; sie besaß einen Kaffeegarten und eine Kegelbahn.

Der Besitzer war vor wenigen Monaten gestorben, und das Geschäft leitete seine Tochter, die energisch, hochblond und knapp vierzig Jahre alt war.

Sie wäre durchaus geneigt, Hagen zu heiraten, versicherte sie Dr. Johst, der in Hagens Auftrag die Verhandlungen führte. Aber sie wolle ihr gutgehendes Geschäft nicht aufgeben, sondern verlange von dem Kaufmann, daß er umlerne, um die »Schöne Aussicht« als Meister führen zu können.

Hagen fand diese Forderung unbillig und tat sich weiter um.

Am Markt befand sich in einem engbrüstigen dunklen Haus das alteingeführte Modegeschäft von Karl Gustav Plumm.

Die wirkliche Herrin des Geschäftes war aber seine Tochter Greta, eine Modistin von gutem Ruf in der Stadt.

Greta vermochte ihren blassen schmallippigen Mund jederzeit zu einem gewinnenden Lächeln zu formen. Dieses Lächeln hatte sie für alle Kunden des kleinen Geschäftes bereit, so daß ihre Freundlichkeit stadtbekannt war.

Ihr Vater allerdings und dessen alte Haushälterin Emilie kannten Greta von einer anderen Seite. Sie sprachen aber zu niemandem über Gretas nadelspitze Zunge und ihr Wesen, das der alte Plumm »scharf wie Essigsäure« zu nennen pflegte.

Als sich Hagen vertraulich nach Greta Plumms Mitgift erkundigte, mußte er enttäuscht einsehen, daß sie weit geringer war, als er es erwartet hatte.

Er errechnete sich dann doch, daß die Mitgift immerhin groß genug war, um das Geschäft der Gemüsefrau, das sie Tür an Tür mit dem Hagens betrieb, aufzukaufen und ihre beiden Räume dem Textilgeschäft anzugliedern. Dort könnte man eine eigene Modeabteilung einrichten, die Greta leiten – und sicher ausgezeichnet leiten würde.

Der alte Plumm versicherte Hagen, Greta sei die bravste Tochter der Welt, und erhöhte ihre Mitgift, als Hagen noch immer zu zögern schien, um dreitausend Mark.

Am Tage, als Greta und Hagen sich als Ehekandidaten auf dem Standesamt meldeten, entwischte Karl

Gustav Plumm, sonst streng bewacht, abends zu einem Freudentrunk in den Ratskeller, wo er seinem Glück, die strenge Tochter loszuwerden, je später, desto lauter Ausdruck verlieh.

Hans Hagen und Greta Plumm heirateten in der zweiten Dezemberwoche, nachdem aus dem Lager und dem Verkaufsraum der Gemüsefrau ein höchst modern eingerichtetes Modeatelier geworden war.

Die drei großen Stehspiegel hatte Greta Hagen sich eigens aus Westberlin besorgen lassen, was der neuen Modeabteilung des »Textilhauses Haplu« von vornherein eine gewisse Kundschaft sicherte.

In den letzten Augusttagen des nächsten Jahres mußte Greta Hagen, deren private Qualitäten Hans Hagen inzwischen recht schmerzhaft kennengelernt hatte, ihre strenge Aufsicht über die Modeabteilung für einige Zeit niederlegen, um sich in die Klinik zu begeben. Dort wurde sie von Zwillingen entbunden, zwei gesunden Buben, die Gunter und Gernot benannt wurden.

Als nach der großen Tauffeierlichkeit Hagens Hausgehilfin vor den brüllenden Zwillingen wie auch vor der zänkischen Greta davonlief, erinnerte sich Greta der Tochter ihres Mannes.

»Ich kann hier in Windelwäsche und Kindergeschrei zugrunde gehen«, giftete sie, »und deine Tochter spielt Oberschülerin! Entweder ist sie deine Tochter nicht, dann spare das gute Geld, das du den obskuren Leuten dort für nichts und wieder nichts hinwirfst! Oder – sie ist deine Tochter, dann sei Manns genug und hole sie her! Die Kinder hüten und die Wohnung sauberhalten wird sie wohl können, auch wenn sie ein Dorftrampel

ist. Und gutes Benehmen, das bringe ich ihr schon bei!«
Zu Hans Hagens Ehre muß gesagt werden, daß er sich lange und zunächst mit erstaunlicher Entschiedenheit gegen solche Pläne seiner Frau wehrte.

Schließlich aber schnitt er heimlich drei Meter von einem Kleiderstoffballen ab – der Stoff war liegengeblieben, aber auf dem Dorf nimmt man mir das noch mit Handkuß ab, dachte er –, bestieg seinen neuen froschgrünen F 9 und machte sich auf den Weg zu Christa.

VII. KAPITEL

Christa brachte ihr neuntes Schuljahr, das erste der Oberschule, zu einem guten Abschluß, obwohl sie während des Unterrichts oft abwesend vor ihrem Pult saß und daheim über den Aufgaben häufig ins Träumen geriet.

Die Gedanken liefen ihr einfach weg, wie Sand aus der geschlossenen Faust rieselt, liefen und suchten das Bild der toten Mutter.

Sie wurde zurückhaltender vor Marta Lensch, und es kam vor, daß sie die alte Frau in Gedanken »Pflegemutter« nannte.

Wenn ihr solches bewußt wurde, schämte sie sich und war kurze Zeit besonders lieb und aufmerksam zu ihren Eltern im Hegerhaus.

Aber diese Gedanken standen immer häufiger in ihr auf, und je mehr sie sich bemühte, gegen sie anzugehen, um so hartnäckiger erschienen sie wieder.

Sie stellte sich ihre Mutter vor, wie sie wohl gewesen sein mochte: sicher war sie sehr schön, vor allem aber sehr gut gewesen. Und ihr kleines Mädchen hatte sie sehr, sehr lieb gehabt. Und dann hatte sie sterben müssen.

Sooft Christa auch an den Tod ihrer Mutter dachte, an die Mörder dachte sie nicht; das war etwas, was man in der Schule lernte, etwas Vergangenes, Graues, bestimmt sehr Schlechtes, aber eben Vergangenes.

Sie dachte dann: Warum hat Lena nicht auch meine Mutti gerettet? Und sie dachte: Warum haben die Pflegeeltern mir nichts gesagt, als ich vier Jahre oder fünf oder sieben war, daß meine Mutti gestorben ist? Ich hätte um sie getrauert und hätte sie die ganzen Jahre liebgehabt.

Dann kam ihr der Vater in den Sinn. Sicher hatte er die Mutti sehr geliebt. Es mußte furchtbar für ihn gewesen sein, als er erfahren hatte, was ihr geschehen war. Und sein Kind durfte er auch nicht bei sich haben, nicht einmal sehen die ganzen Jahre. Viel hat auch er leiden müssen.

Dabei allerdings kam Christa stets an den einen Punkt: Warum hat er sich nach dem Kriege nicht gleich um mich gekümmert? Je länger sie darüber nachgrübelte, um so mehr Entschuldigungsgründe fand sie für ihn. Langsam entstand in ihr ein Bild des Vaters, wie sie ihn zu sehen wünschte.

Ja, in seltenen Stunden zweifelte sie sogar daran, ob er wirklich so viele Jahre nach dem Krieg sich nicht gemeldet habe.

Seinen Brief, dachte sie, haben sie mir ja auch zuerst nicht gezeigt.

Des öfteren spielte sie mit dem Gedanken, ihm zu schreiben, aber immer wieder hielt eine geheime Scheu sie davon ab.

Aus einem jeden dieser Gedanken drang ein Tropfen Bitternis gegen die Hegersleute in ihr Gemüt, und, merkbar erst nach Monaten, entfremdete sie sich ihnen immer mehr.

Freilich ging diese Veränderung in Christas Wesen nur allmählich vor sich, aber Mutter Lensch spürte sie doch mit Betrübnis und wußte nicht, wie dem abzuhelfen sei.

In ihrem einfachen Herzen empfand sie, daß sie sich dem Mädchen jetzt nicht aufdrängen dürfe, und verschloß ihre Liebe unter einem strengen, zuweilen fast gleichgültigen Gehabe.

Dieses wiederum bemerkte Christa, meinte, nun ganz verlassen zu sein, und weinte sich manche späte Abendstunde in den Schlaf. Anderntags glaubte sie, trotzig der Strenge der Mutter entgegentreten und ihrer scheinbaren Gleichgültigkeit eine ebensolche Gleichgültigkeit gegenüberstellen zu müssen.

Eines Tages, im zeitigen Frühjahr, richtete die Schule ein kleines Fest für die Schüler aus. Es war der zweite Jahrestag der Gründung dieser Landoberschule, der ersten ihrer Art im ganzen Bezirk.

Christa wollte dazu unbedingt ihr bestes blaues Kleid aus reinem Wollstoff anziehen. Mutter Lensch meinte aber, es sei zu schade für den abendlichen Tanz in ihrer Turnhalle.

Christa widersetzte sich störrisch und beharrte auf dem blauen. Schließlich verlor die Frau die Geduld. »Schluß!« schalt sie. »Wenn du's nicht einsehen willst;

gehorchen mußt du. Denn schließlich bin ich die Mutter!«

Da trieb Christa ihren bösen Trotz so weit, daß sie halblaut murrte: »Aber nicht meine.«

Mutter Lensch verstand es, beugte tief betroffen den Kopf und murmelte: »Von mir aus darfst du das blaue Kleid anziehen. Nur«, sie richtete sich auf, und eine jähe Zornröte überflog ihr altes, gütiges Gesicht, »ich habe deine Mutter nicht gekannt, aber trotzdem weiß ich, daß sie dir jetzt eins auf deinen bösen, losen Mund geben würde.«

Damit ging sie hinaus und machte sich in der Küche zu schaffen.

Christa, die, am Tisch stehend, den weißen Pikeekragen ihres Kleides aufbügelte, starrte blind vor plötzlichen Tränen auf das Krägelchen, zog langsam die Bügelschnur aus dem Kontakt, räumte wie abwesend alles vom Tisch und schlich mit dem halbgebügelten Kragen in ihr Stübchen hinauf.

Am Schrank hing das blaue Kleid. Christa hängte es sorgsam hinein, packte den Kragen in das Kommodenfach und warf sich über das Bett.

So verlassen und trostlos, so ohne Freude und Verständnis wähnte sie sich, daß sie nicht nur vom Schülerfest fortbleiben wollte, sondern auch fest überzeugt war, nie mehr lachen und von Herzen froh sein zu können.

Sie wartete, daß Mutter käme und nach ihr frage. Aber Mutter Lensch kam nicht. Als sie schließlich, früher als sonst, noch vor dem Mann die Treppe hochstieg, verhielt sie nicht einen halben Atemzug vor der Tür des Mädchens, sondern ging bekümmerten Schrittes in ihre Schlafkammer.

Auch der Vater steckte nicht, wie er es manchmal tat, den Kopf noch einmal durch den Türspalt, um Christa, die er den ganzen Tag nicht gesehen hatte, eine gute Nacht zu wünschen.

Lange lag Christa und starrte zur Decke empor, bis die Risse der Decke in der Dunkelheit zerflossen und die kühle Märzluft, die durch das offene Fenster auf sie eindrang, sie frösteln ließ. Sie stand auf, knipste die Tischlampe, Peters Weihnachtsgeschenk, an und suchte seine wenigen Briefe aus dem Schub. Sie wählte den aus, den er im letzten Sommer aus einem Forsthaus im Thüringer Wald geschrieben hatte.

Peter berichtete darin, daß meilenweit kein anderes Haus stünde und man oft stundenlang laufen könne, ohne einem Menschen zu begegnen.

Peter, grübelte Christa, ist der einzige Mensch, der mich gern hat. Sicher liebt er mich. Aber ich kann ihn nicht lieben, weil ich so unglücklich bin und so traurig, daß Liebe gar keinen Platz in meinem Herzen hat. Aber ich werde ihn trotzdem heiraten, wenn er mich ohne Liebe zur Frau will. Ich werde gut zu ihm sein, und er wird mich trösten. Nur eine Bedingung stelle ich: daß wir irgendwo wohnen, wo weit und breit keine Menschen sind. Wenn Peter mich richtig liebt, wird auch er mit mir einsam sein wollen.

Sie beschloß, ihm alles zu schreiben, sofort und auf der Stelle. Sie legte sich das Briefpapier sorgfältig zurecht, schob ein Linienblatt darunter und schrieb: »Lieber Peter!«

Dann wußte sie nicht weiter. Sie dachte sich den Kopf heiß, aber keiner von all den wirren Gedanken ließ sich auf das weiße Papier bringen. Sicher liegt es

daran, wähnte sie, daß ich Peter nicht liebe. Sonst wüßte ich die Worte.

Schließlich suchte sie unter ihren Büchern und fand das blaugraue Heft mit Gottfried Kellers Novelle »Romeo und Julia auf dem Dorfe«. Christa durchlebte noch einmal die Liebesfreude und Verzweiflung von Sali und Vrenchen, riß die letzten Seiten aus dem Büchlein, packte sie in den Brief und schloß ihn sofort.

Aber noch immer konnte sie sich in ihren Gedanken nicht trennen von den beiden, die ihr Geschick in den nassen Tod getrieben hatte. Sie wünschte zu sterben wie sie, und zugleich flatterte in dumpfer Bängnis ihr Herz dem großen Lebensgeheimnis entgegen, das jenen begegnet war.

Die bittere, herztiefe Traurigkeit wich von ihr, und eine süße, seltsame Sehnsucht schnürte ihr die Brust zusammen, daß sie endlich, hastig und mit zitternden Fingern, sich auszog und vor der verwirrenden Bedrängnis in den Schlaf flüchtete.

Am nächsten Morgen war sie wieder lieb zur Mutter, aufmerksam und voll guten Willens in der Schule und ging nachmittags der Mutter zur Hand, wo immer sie es möglich fand.

Der Brief an Peter blieb länger als eine Woche in ihrem Schub liegen. Als sie ihn dann hervornahm, schien ihr, all ihre Gedanken, Gefühle und Vorsätze seien albern gewesen und dumm; sie schrieb einen neuen Brief, den sie mit der Aufzählung ihres Schulplanes und mit einem Bericht über Max, der seit einiger Zeit das Prachtstück des Schulzoos war, füllte.

In dieser Zeit lastete eine andere schwere Sorge auf dem Hegerhaus, an der auch Christa teilnahm. Ein

Brief war aus der kleinen Stadt an der Weichsel gekommen: Lena hatte nach achtjähriger Ehe ihr erstes Kind geboren und lag zwischen Leben und Tod. Als schließlich nach bangen Wochen Lena selbst einen ersten Brief schrieb, atmete alles erlöst auf.

Sie berichtete in ihrer resoluten Art, daß sie dem Tod gerade noch von der Schippe gesprungen sei und nun nicht daran denke, ihm so schnell wieder in die Nähe zu kommen.

Am nächsten Sonntag würden sie taufen, Marta würde das Mädelchen nach der Großmutter heißen. Beide Großeltern bat sie, Pate zu stehen. Natürlich könnten sie jetzt nicht hinkommen, aber wenn es ihnen recht sei, so lade sie sich selbst ein. Sie meinte, nach einigen Monaten wäre sie soweit, daß sie ihnen das jüngste Enkelkind ins Haus bringen könnte. Außerdem sei sie nun schon so viele Jahre von der Heimat fort, daß sie wohl ein Recht auf ein wenig Heimweh hätte.

Die Eltern schickten ihrem Patenmädchen ein großes Paket, und Christa schrieb für alle zusammen einen Brief, worin sie mehrmals betonte, daß ganz besonders auch sie sich auf Lenas Besuch freue.

Mit keinem Wort aber vermerkte sie, daß sie deswegen so sehr auf die »große Schwester«, wie sie Lena immer noch nannte, warte, damit sie von ihr mehr über die eigene Mutter erführe.

Die Ruhe in Christas gärendem Gemüt währte nicht lange. Wochen, in denen ihr Ehrgeiz sie zu besten Leistungen in der Schule trieb, folgten urplötzlich Tage, an denen ihr die Schule ganz und gar gleichgültig, ja

verhaßt war und ihre Leistungen in bedrohliche Tiefen abfielen.

Ebenso sprunghaft-veränderlich blieb ihr Verhalten daheim. Tagelang war sie der Mutter eine aufmerksame, liebe, sogar zärtliche Tochter, begegnete dem Vater freundlich und fragte ihn des öfteren um seinen Rat in mancherlei belanglosen Dingen, nur um ihm damit ein Gutes zu erweisen.

Jählings schlug ihr Wesen um, oft aus einem Grund, den die Mutter weder ahnen noch begreifen konnte. Dann begehrte Christa auf gegen alles und jedes: sie aß nicht, weil die Mutter ihr befahl zu essen, sie zog Rock und Bluse an, wenn die Mutter wollte, daß sie ein Kleid trüge, sie lief mit ungeputzten Schuhen herum, weil sie wußte, daß die Mutter das nicht ausstehen mochte, sie stellte abends das Radio auf lautesten Jazz ein, um den müden Vater zu quälen.

Trotzig und störrisch sprach sie kaum ein Wort, und hielt ihr die Mutter etwas vor, wußte sie nichts anderes zu antworten als: »Du bist alt! Und das verstehst du nicht!«

Die Hegersleute, die noch keines ihrer Kinder so lange im Hause behalten hatten, zeigten sich gleichwohl erfahren, klug und gütig. Wohl schmerzte sie Christas Verhalten oft bitter, nie aber verloren sie die Hoffnung, daß sich alles zum Guten wenden und Christa sich selbst wiederfinden würde.

Wirklich schien im Sommer alles in einem guten, täglichen Gleichmaß zu verlaufen.

Peter hatte Ferien, und es verging keine Woche, ohne daß er mehrmals im Hegerhaus erschienen wäre.

Stundenlang lief Christa mit ihm durch den Wald, schwamm sich abends müde im lauen Wasser des Steinteiches und fühlte sich seltsam wohl und geborgen in Peters gleichmäßig guter Kameradschaft.

Oft, wenn sie nach dem Bad durch den grünblau verdämmernden Abend nach Hause schlenderten, kroch Christa eine zarte Wärme ins Herz. Es geschah dann wohl, daß sie befangen verstummte. Manchmal fand sich eine Tannennadel oder ein Blatt, das sie behutsam von Peters Rock zupfte.

Nie vergaß Peter, wenn er zu Christa kam, so zu tun, als besuche er den Förster.

Einmal hatten sie sich verabredet, am Sonntagvormittag zu dem verwunschenen »Moorteich« zu laufen, der weit drinnen im Walde lag und von dessen gefährlicher Tiefe die Leute vieles zu erzählen wußten.

Dort sollten auch Reiher nisten und sich seltene Entenarten aufhalten.

Am Sonntagmorgen aber wurde Christa mit einem eiligen Auftrag zu dem Sohn der Hegersleute in das Dorf mitten im Luchwald geschickt.

Christa, die noch im Nachthemd eine halbe Stunde vor ihrem kleinen Wandspiegel gesessen, sich in außergewöhnlicher Geduld die Haare gebürstet und dabei ein Lied nach dem anderen vor sich hin gesummt hatte, zeigte sich widerspenstig. Mancherlei Gründe führte sie an: das Rad sei nicht in Ordnung, der Fußknöchel täte ihr weh, wahrscheinlich käme der Bruder heute sowieso zu Besuch und noch manche Ausreden mehr.

Die Mutter, die Christas wahren Grund wohl ahnte, mußte innerlich über ihr Mädel lächeln. Gleichwohl

setzte sie ein strenges Gesicht auf und befahl, sofort loszufahren.

»Mach keine Fisimatenten!« brummte auch der Vater.

Christa wurde bockig und weigerte sich ganz entschieden zu gehorchen. Als schließlich der Vater sie laut und böse anfuhr, starrte sie ihn fassungslos an, heulte los und schlich hängenden Kopfes in den Schuppen, wo ihr Rad, blitzsauber und in bestem Zustand, stand.

Dort setzte sie sich auf den Hackeklotz und weinte herzzerbrechend.

Die Mutter kam in den Schuppen nach Holz, obwohl Christa am Abend genügend in die Küche getragen hatte.

Sie nahm ein paar Scheite auf und sagte beiläufig: »Wenn Peter inzwischen kommt, schicke ich ihn dir entgegen.«

Christa schaute hoch. »Du hast doch Holz in der Küche«, schnupfte sie.

»Ach ja«, sagte die Mutter, ließ ihre Scheite fallen und ging.

Als sie weg war, trocknete sich Christa die Tränen und schnaubte energisch in ihr Taschentuch.

Zwei Minuten später bog sie auf den Fahrweg zum Luchwald ein, und als sie an der Försterei vorbei war, fiel ihr ein Lied ein, das das Radio fast täglich durch den Äther jammerte. Und laut und fröhlich begann Christa von »sieben einsamen Tagen« und einer »armen Frau« zu singen.

Darob entsetzte sich der Häher, der immer am Waldeingang als Wächter saß, derart, daß er erst war-

nend losgeckerte, als Christa schon die taufrische Kühle des Waldes auf der Haut ihrer nackten Arme und Beine spürte.

Kurze Zeit danach erschien Peter vor dem Forsthaus, erfuhr von der Förstersfrau, daß ihr Mann unterwegs sei und kaum vor Abend zurückkehren werde.

Peter bedauerte heuchlerisch diesen »Zufall« und schob sein Rad zum Hegerhaus.

Hier allerdings mußte er sich Mühe geben, sein Bedauern, Christa nicht daheim zu finden, nicht zu offensichtlich werden zu lassen. Er hatte ein wunderschönes Gartenbuch für sie mitgebracht.

Mutter Lensch sagte ihm, wo Christa sei, und meinte, das Buch könne er doch dalassen.

Peter dröselte verlegen ein wenig herum, setzte sich dann aufs Rad und fuhr los. Das Gartenbuch nahm er mit.

Unweit dort, wo sich vom Süden her der kleine, nach dem Krieg eröffnete Braunkohlentagebau langsam in den Luchwald hineinfrißt, zieht sich in gleicher Richtung ein steil nach Osten fallender sandiger Hang hin. Zwei ausgewachsene Kiefern hoch mag der Hang sein. Zählebiges Heidekraut krallt sich in den Boden fest, den starke Regengüsse immer wieder bis auf den nackten Kies zerreißen. Ginster hat sich in dichten Gruppen angesiedelt, krüppliges Birken- und Kieferngebüsch behauptet sich manchmal jahrelang, bis ein heftiger Gewitterregen es samt dem Wurzelwerk den Hang hinunterspült.

Von diesem Hang, dem einstigen Ufer eines riesigen Urstromtales, hat man einen weiten Blick nach Osten. An klaren Tagen erkennt man über dem blaugrünen

meilenweiten Kiefernmeer die Schornsteine der Mittellausitzer Braunkohlenwerke.

Sitzt man dort oben zwischen den Ginsterbüschen, sieht man vor sich in der weiten Lichtung ein Dorf liegen und überschaut den breiten, sandigen Weg, der aus dem Dorf in den Luchwald hineinführt.

Auf diesem Hang saß Peter und blätterte in dem Gartenbuch. Seine Gedanken waren bei Christa, und seine Augen überwachten die Biegung der Straße, wo sie sich hinter dem letzten Gehöft aus dem Dorf herausschlängelte.

Jetzt tauchte Christas rot und weiß gepunktetes Kleid auf; Peter konnte sehen, wie kräftig sie die Pedale trat und sich auf der menschenleeren Straße wenig um den Wind kümmerte, der ihr das leichte Leinenkleidchen hoch über die Knie riß.

Peter wartete, bis Christa näher war, dann stand er auf und schrie laut: »Juhu!«

Christa erkannte sogleich die Stimme, sprang vom Rad, schaute suchend umher und entdeckte Peter.

Freudig rief sie zurück und rannte, das Rad schiebend, auf den Hang zu.

Peter lief ihr entgegen und half ihr durch das Gestrüpp hinauf. Hochrot gelangte Christa schließlich oben an, legte sorgsam ihr Rad neben das Peters und ließ sich auf das Heidekrautpolster fallen.

»Huch!« Sie strahlte. »Das ist wirklich steil!«

Peter holte ein Beutelchen mit Himbeerbonbons aus der Tasche, nahm selber eines, reichte sie Christa und legte sich lang hin. Er schalt sich dabei, wie jedesmal, wenn er mit Christa zusammen war, innerlich einen Esel. Christa war kein Kind mehr und würde nicht

gleich davonlaufen, wenn er ihr den Arm um die Schulter legte und leise sagte: »Ich hab' dich lieb« und sie küßte.

Er richtete sich halb auf, dabei geriet seine rechte Hand an das Gartenbuch.

Erlöst griff er danach und reichte es Christa. »Für dich«, sagte er, »als Prämie für gute Zensuren.«

Und schon lag er wieder lang hingestreckt.

Christa nahm überrascht das Buch, lachte und stand auf. Sie machte vor dem Liegenden einen richtigen braven Kleinmädchenknicks.

»Ich danke schön, Herr Lehrer!«

Peter schien nicht zum Spielen aufgelegt. Statt einer Antwort blinzelte er durch einen winzigen Lidspalt in die steigende Sonne.

Christa setzte sich neben ihn und blätterte in dem Buch.

»Das ist wunderbar!« murmelte sie manchmal hingerissen.

Peter rührte sich nicht.

Schließlich wurde Christa ärgerlich. »Du bist faul!« sagte sie.

»Ja.« Peter gab ihr ohne weiteres recht.

Christa rupfte ein Erikazweiglein ab und beugte sich über ihn. Er sah das flimmernde Lichtgewebe um die kurzen, lockeren Haare ihrer Schläfen und Stirn, öffnete die Augen weit und fing den Blick des Mädchens ein.

Lächelnd hingen ihre Augen in den seinen, während ihre Hand verstohlen das Zweiglein an seine Nase heranführte.

Plötzlich verlosch das Lächeln, ihre Augen ver-

dunkelten sich, und als ob sie jemand heftig zurückrisse, setzte sie sich steil auf.

So hatte sich damals Inge über Peter gebeugt und dann ...

»Ich muß heim«, murmelte sie.

Peter, wieder durch den Lidspalt in die Sonne blinzelnd, antwortete erst nach geraumer Weile: »Mußt du ja gar nicht.«

Christa schwieg darauf, zog die Knie an, breitete sorgfältig das Kleidchen darüber und starrte über das Kieferngewoge in die dunstige Weite.

Schließlich hub Peter an: »Soll ich dir eine Geschichte erzählen?«

Christa nickte, warf das zerrupfte Erikazweiglein weg und schlang die Hände um die Knie.

Sie wartete eine Weile. Von Peter war nichts als sein schnelles Atmen zu hören.

»Du weißt ja gar keine«, sagte sie schließlich.

»Doch«, entgegnete Peter. »Aber die ist sehr kurz.«

»Erzähle!« bat sie.

»Es war einmal ein Junge, und der hatte ein Mädchen sehr gern«, erzählte Peter.

Christa horchte, seltsam gespannt. Peter aber schwieg.

»Weiter«, forderte sie leise.

»Weiter geht's nicht!« Peter lachte spröde. »Ich hab' ja gesagt, daß es eine ganz kurze Geschichte ist.«

Christa wiegte sich träumend hin und her.

Dann murmelte sie: »Ach, du bist dumm, Peter!«

»Weiß ich«, murrte er.

Nach einer Weile fragte er: »Was glaubst du: Hat das Mädchen den Jungen auch gern?«

Christa mochte ihn nicht verstehen. »Welches Mädchen?«

»Nun, das aus der Geschichte, die ich dir erzählt habe!« erklärte Peter.

»Vielleicht . . .«, antwortete Christa ganz leise.

»Ich verstehe nicht«, sagte er.

»Vielleicht!« wiederholte sie laut und lächelte.

Peter richtete sich eben auf, um sich endlich nicht mehr selbst einen Esel schelten zu müssen, als hinter ihm eine tiefe Baßstimme fragte: »Ich denke, du willst heute zum Moorteich?«

Peter und Christa fuhren erschrocken herum.

Der Förster lachte und meinte: »Ich muß gerade in die Gegend; wenn ihr wollt, kommt mit!«

So kam es, daß Peter nie den rechten Schluß seiner kurzen Geschichte erfuhr. Christa aber war es so zufrieden. Sie lachte, sang und träumte und war gut zu Mensch und Tier.

Die Eltern, insbesondere die Mutter, nahmen ihr liebevolles Wesen froh an und ahnten nicht, daß die Zärtlichkeit, ihnen dargeboten, scheue Frucht einer keimenden Mädchenliebe war.

Um so mehr traf es sie, als sich Christas Wesen nach Beginn des neuen Schuljahres und der Abreise von Peter jäh änderte, sie trotziger, störrischer, launischer wurde denn je, ja zuweilen sogar mit Bewußtsein und Absicht beleidigte und verletzte.

Am Kirmessonnabend ging Christa, entgegen dem ausdrücklichen Wunsch der Mutter, am späten Nachmittag zum Tanz ins Dorf. Zum Abendbrot erschien sie nicht daheim.

Gegen neun Uhr machte sich Vater Lensch auf den Weg ins Gasthaus. Er wollte ein Stündchen bei Bier und Korn am Tisch sitzen, sich geruhsam mit Nachbarn und Freunden unterhalten, um dann Christa vom Tanzboden zu holen und sie mit heim zu nehmen.

Als er im Gasthaus erschien, warf er einen Blick in den Saal, der – kaum größer als zwei Zimmer – so voll war, daß Jakob Lensch lange brauchte, bis er Christa entdeckte.

Christa tanzte eben mit dem jungen Müllergesellen, einem braven, etwas schwerfälligen Burschen. Brav und ein wenig schwerfällig tanzten sie den Walzer, den die drei Musikanten, in einer Saalecke sitzend, laut und nicht ganz sauber in den Saal fiedelten und bliesen.

Beruhigt ging Vater Lensch hinunter.

Er hatte nicht gesehen, daß Christas Augen, dunkel erregt, immer wieder über die Schulter des Müllerburschen hinweg die blitzblauen Augen eines Fremden trafen.

Der Walzer ging zu Ende. Der Müllerbursche führte Christa an der Hand zu ihrem Platz und gesellte sich zu den anderen jungen Leuten, die im kleinen Nebenzimmer die Theke umstanden.

An der Tür lehnte der Fremde.

Die Musiker hoben die Instrumente an. Lässig sich in den Schultern wiegend, schritt der Fremde quer durch den Saal auf Christa zu und neigte leicht den Kopf.

Der erste Ton des Tangos säuselte auf, Christa trat zu dem Fremden, legte ihm, stumm-befangen, die Hand auf die Schulter und spürte im gleichen Augenblick seinen Arm, warm und fest, an ihrer Hüfte.

Sie tanzten schweigend. Christa hielt die Augen geschlossen, durch die Lider spürte sie die Kraft der blauen Augen, die nicht lächelnd warben, sondern ruhig, fast streng forderten.

Eine fremde, eigenartige Unruhe erfaßte sie, des Mannes Hand an ihrer Hüfte wurde stärker, und er zog sie näher an sich heran.

Christa wollte sich wehren, statt dessen schmiegte sich ihre Hand enger an seine Schulter.

Sie empfand dumpfe Furcht, aber sie wartete vor jedem neuen Tanz ängstlich, ob der Fremde wohl als erster vor ihr stehen, sich bittend vor ihr verneigen würde.

Als wieder ein Walzer kam, den der Fremde nicht tanzte, lief sie hinaus, um nicht mit einem anderen tanzen zu müssen.

Beim nächsten Tanz flüsterte er: »Schau mich an!«

Gehorsam schlug Christa die Augen auf, erschrak vor den seinen, ihr Blick floh, irrte durch den Saal, schlich sich bezwungen zu den blauen Augen zurück, die jetzt lächelten, und hing gefangen in ihnen fest.

»Wie heißt du?« fragte er.

»Christa«, murmelte sie.

Sie schwiegen. Christa wußte, daß sie gut zusammen tanzten.

Später sagte er: »Ich möchte dich küssen!«

Christa erzitterte und kam aus dem Takt. Aber ihr Mund öffnete sich leicht, und ihre Zunge glitt über die spröden Lippen. Der Fremde sah es und zwang die Widerstrebende näher zu sich.

Da sah sie den Vater in der Tür stehen.

»Ich muß heim«, flüsterte sie.

»Nein«, sagte der Fremde.

»Mein Vater wartet an der Tür.«

»Sag ihm, daß du später kommst!«

»Nein«, murmelte sie.

Die Musiker setzten die Instrumente ab.

Christa lief zur Tür.

»Ich bleibe noch«, sagte sie zum Vater.

»Du kommst mit!« befahl er.

»Nein!« Christa drehte sich um und ließ sich von dem Müllerburschen zum Rheinländer führen.

Sie schaute nicht mehr nach der Tür. Dem Vater fuhr der rote Zorn ins Gesicht, brüsk wandte er sich um und stapfte die Treppe hinunter.

Christa suchte den Fremden. Er lehnte nicht mehr an seinem Platz.

Sie ließ den Müllerburschen mitten im Tanz stehen.

»Ich muß heim«, sagte sie, nahm ihr Mäntelchen vom Haken und ging.

Als sie aus dem Haus trat, stand der Fremde vor ihr. Sie wollte an ihm vorbei, er schob seinen Arm unter den ihren und sagte: »Ich bringe dich heim.«

»Nein!« Christa wehrte sich, aber vor der ruhigen Kraft seines Armes fiel ihr Wehren in sich zusammen.

Sie wollte schnell ausschreiten, aber irgendwie zwang sie ihr Begleiter, je weiter sie aus dem Dorf hinauskamen, desto langsamer zu gehen.

Das Hegerhaus, der zornige Vater – alles wurde ferner, unwirklicher, der späte Septembernebel schloß die Welt aus der Wirklichkeit aus, die nichts mehr war als ein Dahinschlendern ohne Ziel, Hüfte an Hüfte und Hand in Hand mit dem Fremden, der kein Fremder mehr war, sondern der einzige Mensch.

Die Birkenbank am Weinberghügel stand, Schatten und unwirklich wie alles, am Weg.

War es nicht gleich, ob man durch eine Nebelwelt, die nicht war, schritt oder ob man auf einer Birkenbank saß?

Christa ließ sich führen, ließ sich auf seinen Schoß ziehen. Sie folgte dem zärtlichen Druck seiner Hand und beugte den Kopf nach rückwärts. Mit geschlossenen Augen und geschlossenen Lippen empfing sie ihren ersten Kuß.

Auch der Kuß, auch die fremden Lippen, die sich fordernder an die ihren drängten, gehörten zu dieser Nebelwelt, in der man nichts wußte, nichts wollte.

Sie fühlte, wie eine fremde Hand ihr den Mantel aufknöpfte, wie sie sich leise darunterschob, sich anschmiegte, und – jäh zerriß die Nebelwand, die Welt war wieder wirklich, wirklich war ein Fremder, auf dessen Schoß sie saß, dessen Lippen die ihren bedrängten, dessen Hand ... Mit solcher Gewalt stieß Christa den Fremden zurück, daß er im gleichen Augenblick rückwärts von der lehnenlosen Bank fiel, als sie auf die Beine sprang und davonrannte, gejagt von Scham und Zorn und dem Willen, vor dem Vater daheim zu sein.

Je mehr sich Jakob Lensch seinem Haus näherte, um so zorniger wurde er. Er machte sich Vorwürfe, daß er Christa nicht einfach am Arm genommen und nach Hause geführt hatte. Er kannte nämlich den Fremden. Es war ein Bursch aus dem Nachbardorf, der seit Jahren einen der Personenwagen des Kreisratsamtes fuhr. Man sagte ihm nach, die Mädchen flögen ihm entgegen wie Motten dem Licht. Verbürgt war, daß er der Vater

von drei unehelichen Kindern war – zwei von den Mädchen-Müttern waren sogar Schwestern – und daß er mit Vorliebe ganz jungen, unerfahrenen Dingern den Kopf verdrehte.

Jakob Lensch war um Christa besorgt und ärgerte sich über sich. Wütend warf er die Gartentür hinter sich zu und fingerte nach dem Hausschlüssel in der tiefen Spalte im Mauerwerk. Ungeduldig stießen seine breiten Finger an den Schlüssel und trieben ihn tiefer in die Spalte. Ächzend, auf den Zehenspitzen stehend, zwängte er seine Hand weiter in den hochliegenden Mauerspalt, spürte zwar den Schlüssel, aber vermochte nicht, ihn herauszuziehen. Je mehr er sich abmühte, um so wütender wurde er.

Er hörte Christas schnelle Schritte nicht und fuhr erst herum, als hinter ihr die Gartentür zuklappte.

»Ich werde dich lehren!« grollte er sie an und schlug ihr seine schwere Hand ins Gesicht.

Aus Christas Gesicht, gerötet vom schnellen Lauf und innerer Erregung, wich das Blut. Ihr Mund, der gerade hatte um Verzeihung bitten wollen, schloß sich.

Nicht begreifend starrte sie den Vater an.

Er sah sein Unrecht in den weitoffenen Augen des Mädchens gespiegelt und schlug noch einmal zu.

»Hol den Schlüssel raus!« herrschte er sie an. Und während sie sich nach der Mauerspalte streckte, murmelte er böse: »Unsere Kinder waren keine Herumtreiber!«

Erst unter diesem Schlag zuckte Christa zusammen. Sie ertastete den Schlüssel, schloß die Tür auf, ging am Vater vorbei und stieg die Treppe hinauf; weder langsam noch schnell stieg sie, sondern ruhig und sachlich,

wie man in einem fremden Haus eine gleichgültige Treppe zu einem sachlichen Behuf emporsteigt. Sie verriegelte die Tür ihrer Kammer. Ihr Herz klopfte nicht schneller, als sie vernahm, wie der Vater vor dieser Tür den Schritt verhielt, und als sie sah, daß er die Klinke hinunterdrückte.

Die Tür war zu.

Christa setzte sich an den Tisch, stützte die Ellbogen auf und legte das bleiche Gesicht in die geöffnete Muschel der Hände.

Die Hände waren kalt. Und aus den Augen, die in die Dunkelheit starrten, rannen keine Tränen, die wärmen konnten und die Starre zu lösen vermochten.

Am nächsten Morgen, noch bevor Christa aufgestanden war, hielt vor dem Hegerhaus der froschgrüne IFA Hans Hagens.

VIII. KAPITEL

Wirre, böse Träume hatten Christa durch den halbwachen Schlaf einer Nacht gejagt.

Der letzte Traum, der sie gegen Morgen in einem Schrei des Entsetzens hochriß, schlich in einzelnen Bildern immer wieder in ihr aufgewühltes Hirn, während sie müde, erschöpft und leer in das Fenster starrte, wo die nächtliche Schwärze fast unmerklich ins lichtlose Grau eines nebligen Herbstmorgens zerfloß.

Ihr hatte geträumt: Sie trat aus einem Haus, dessen Tür hinter ihr zuschlug. Das Haus war eines in einer schier unendlichen Reihe ähnlicher Häuser. Sie lief die

Straße entlang. Sie klopfte an jede Tür. Keine wurde ihr aufgetan, alle Häuser blieben stumm, alle Fenster blind. Sie mußte aber eine offene Tür finden, ein Haus, das Schutz bot vor der drohenden, tödlichen Gefahr, die sie verfolgte und immer näher kam.

Christa begann zu laufen, sie nahm sich nicht mehr die Zeit zu klopfen – irgendwo würde eine Tür offenstehen. Aber jede war verriegelt.

Plötzlich sah sie drüben, jenseits der Straße, das Hegerhaus. Weit offen die Tür, weit offen die Fenster.

Doch Christa mußte Schutz und Heil auf dieser Seite der Straße suchen. Schneller lief sie, näher hörte sie die Gefahr hinter sich her keuchen. Und immer noch öffnete sich keine Tür, und immer noch gähnte die grausame, nackte Häuserreihe ins Unendliche.

Da trat drüben, jenseits der Straße, Peter vor das Hegerhaus. Sie rannte hinüber, aber das Haus blieb stets gleich weit entfernt. Und doch sah sie es deutlicher. Sie wollte schneller laufen, schneller, als das Haus zurückwich. Sie hatte ihre Tanzschuhe an. Sie schleuderte die Schuhe von den Füßen und rannte barfuß durch den Staub der Straße.

Jetzt war sie Peter ganz nahe. Aber es war nicht Peter, es war der Vater, der sie geschlagen hatte. Peter saß unter der Rotbuche und fütterte den Rehbock Max mit Mohnkuchen, den Christa und die Mutter zur Kirmes gebacken hatten.

Plötzlich lag das Haus tief, kirchturmtief unten. Christa schauderte zurück, blickte nach rückwärts. Da kamen die anderen Häuser auf sie zu, unerbittlich, verschlossen. Und Christa sprang in den Abgrund.

Langsam zerrann die Nacht. Immer wieder kroch

das kalte, namenlose Entsetzen des Traumes von einer unbewachten Ecke heran und hockte sich auf Christas Brust. Immer wieder schüttelte sie es ab, bis es endlich im nebligen Morgen verschwand.

Christa blieb liegen. Sie war, wie sie im Traum gewesen war: ganz allein auf der Welt. Die Eltern im Hegerhaus waren nicht mehr da, zu Peter führte kein Gedanke hin, und flüchtig nur trat ihr die tote Mutter in den Sinn. Die Tote blieb ferne wie die Lebenden.

Nicht einen Augenblick lang suchte Christa in Gedanken Nähe und Wärme bei Hans Hagen.

Erst als sie die Wagentür zuschlagen hörte und, sich aus dem Fenster beugend, den Mann erkannte, durchfuhr sie heiß eine böse Dankbarkeit, daß er auf der Welt, daß er da war.

Sie wusch sich lange und gründlich, immer wieder hielt sie die offenen müden Augen in das kalte Wasser, bis sie groß und hell glänzten.

Ohne zu überlegen, holte sie ihre beste Unterkleidung aus dem Schub der alten Kommode, streifte mit ungewöhnlicher, achtsamer Geduld ihre schönsten Perlonstrümpfe auf die langen Beine, glättete ihren Sitz so lange, bis die dunkle Naht gerade und genau von der Ferse über die braunen Waden in die helle Kehle des Kniegelenks verlief, und wählte aus der kleinen Anzahl ihrer guten Kleider das beste: das, welches sie in der Einfachheit des Hegerhauses am fremdesten erscheinen ließ.

Das Haar, das sie sonst, stolz auf seine Länge, im Zopf über die linke Schulter trug, steckte sie zu einem schweren, strengen Knoten im Nacken zusammen, was ihr einen neuen, reiferen Liebreiz verlieh.

Schließlich kramte sie aus der Schachtel, in der sie Peters Briefe aufbewahrte, den heimlich gekauften, noch nie benutzten Lippenstift hervor und schminkte sich, nicht eben ungeschickt, die Lippen.

Sie verpackte den Stift wieder und blickte noch einmal prüfend in den Spiegel. Als ob das Rot der Lippen ausliefe, überflutete jähes Blut ihr Stirn und Wangen. Sie riß aus der Lade ein altes buntes Taschentuch aus ihrer Kinderzeit heraus und wischte heftig und lange über die Lippen, bis nur ein roter Schimmer blieb, kaum anders als die natürliche Röte.

Vor dem fremden Lippenrot einmal unsicher geworden, wurde sie schwankend in ihrem Vorhaben überhaupt. Sie setzte sich auf den Bettrand, fast unbewußt hoben sich ihre Hände, um den Haarknoten zu lösen und den gewohnten Zopf zu flechten, als sie die Stimme des Hegers vernahm. Er sagte irgend etwas zu der Frau, die anscheinend in der Küche werkelte.

Sofort sprangen Christa seine bösen Worte vom Abend wieder an. Sie stand auf, strich hastig das Bett glatt und ging hinunter.

Mutter Lensch trat eben mit einem Teller Kuchen aus der Küche, als Christa die Treppe herunterkam. Die Mutter öffnete den Mund, um etwas zu sagen – von dem frühen Besuch wahrscheinlich –, als sie Christas festlich-fremdes Aussehen gewahrte. Sie erschrak, legte die Hand auf die Stubentürklinke und flüsterte schnell: »Er hat's ja nicht so gemeint, der Vater . . .«

Christa schaute durch die offene Haustür nach dem froschgrünen Wagen.

»Gehört das Auto meinem Vater?« fragte sie, als hätte sie Mutters geflüsterte Worte nicht vernommen.

Mutter Lensch sah das Mädchen an, murmelte »wird wohl« und gab die Tür frei.

Hagen saß dem schweigenden Heger gegenüber am Tisch, sagte: »Ja, ja – schlechte Zeiten, sozusagen, unsere Zeiten!« und schob ein großes Stück Mohnkuchen – das letzte vom ersten Teller – in den Mund.

Christa stockte einen Augenblick an der Tür, rief dann, laut und lustig: »Guten Morgen, Papa!« und reichte dem Kaufmann, der sehr erstaunt und fast unsicher die anscheinend sichere Erwachsenheit des Mädchens erkannte, die Hand.

Er schluckte zusammen mit dem Mohnkuchen hastig sein zwiespältiges Erstaunen hinunter, erhob sich schnell und schloß Christa in seine langen, dünnen Arme.

Christa, darauf nicht vorbereitet und laute Bezeigung von Gefühlen überhaupt nicht gewohnt, versuchte sich zu befreien. Hagen lockerte seine Arme, hob ihr Gesicht empor und küßte sie auf die Stirn. »Mein Kind!« flüsterte er und schloß dabei die Augen. »Mein endlich wiedergefundenes Kind!«

Christa, zutiefst unglücklich, überreizt und ihrer selbst unsicherer denn je, verlor auf einmal alle Fassung und weinte jählings los, stoßweise wie ein Kind.

Daß es die Brust des fremden Vaters war, an der sie weinte, kam ihr gar nicht zum Bewußtsein. Sie fühlte nur ein schlagendes, lebendiges Herz und zwei Arme, die sie hielten.

Der Kaufmann genoß Christas Weinen mit dem Gefühl, das er immer übrighatte und das ihm gewissermaßen auf der Haut, aber nicht im Herzen saß. Er fühlte sich auf einer Bühne stehen – und fühlte sich wohl dabei.

Außerdem war das weinende Mädchen die beste Legitimation für das, was er vorhatte. Er hatte sich alles mögliche ausgemalt, was geschehen würde, wenn er von seinen unveräußerlichen Vaterrechten zu sprechen beginnen würde. Eine einzige Möglichkeit hatte er nicht in Betracht gezogen: daß ihm Christa weinend in die Arme fallen würde.

Während er dem Mädchen beruhigend den Rücken streichelte, schaute er sich triumphierend nach seinen Zuschauern um.

Jakob Lensch hatte sich umgedreht und sah zum Fenster hinaus.

Seine Frau, die einen Herzschlag lang fassungslos vor dem unerwarteten Geschehnis mitten in der Stube stehengeblieben war, stellte gleichmütig ihren Kuchenteller auf den Tisch und goß Hagens Kaffeetasse erneut voll.

Sie tun, als ob sich tagtäglich Väter und Töchter, jahrelang getrennt, in solch rührender Weise in ihrer niedrigen Stube wiederfinden! dachte Hagen ein wenig erbittert über die scheinbar geringe Teilnahme seines Publikums. Laut sagte er, bemüht zu sprechen, als ob er an männlich unterdrückten Tränen schlucke: »Wein nicht länger, liebes Kind! Du kehrst ja nun ins Vaterhaus zurück.«

Christa weinte schon nicht mehr, sie blieb an seiner Brust, einfach, weil sie sich schämte, aufzublicken und sich mit den Eltern an den Tisch zu setzen.

Der Kaufmann holte ein dezent gemustertes und dezent duftendes Taschentuch aus der Innenseite seines Jacketts.

»Wisch dir die Tränen ab, Christelchen«, sagte er.

Das fremde Tuch brachte Christa wieder den fremden Mann in Erinnerung. Sie wies das Tuch zurück. »Ich habe meins«, murmelte sie mit spröder Stimme, befreite sich von Hagen und suchte ihr Tuch. Sie hatte keines bei sich.

Jakob Lensch, der sich wieder zum Tisch gewandt hatte und scheinbar ruhig Kuchen aß, zog sein Tuch, groß, bunt und ein wenig nach Priem riechend, aus der Hosentasche.

»Da!« brummte er.

Christa nahm das Tuch, wischte die Tränenspuren von den Wangen und schneuzte sich so kräftig, daß Hagen ein wenig entrüstet dachte: Das muß sie sich natürlich abgewöhnen!

Christa reichte das Tuch zurück und flüsterte: »Danke!«

Die Mutter sagte: »Nun setz dich und iß!«

Gehorsam setzte sich Christa auf ihren Platz rechts der Mutter, Hagen gegenüber.

Hastig und mit niedergeschlagenen Augen – nur manchmal warf sie einen scheuen, schnellen Blick unter halbgesenkten Lidern nach dem Mann, den sie vor wenigen Minuten Papa genannt hatte – aß sie ein Stück nach dem anderen vom Kuchenteller, wobei sie schon wieder darauf achtete, daß sie von dem nicht ganz gleichmäßig geratenen Kuchen solche Stücke bekam, auf denen der Mohn, der Quark oder die Pflaumen besonders dick lagen.

Nach einigen mißglückten Versuchen, sich mit Christa zu unterhalten, sprach der Kaufmann geläufig und ohne Antwort weder zu erwarten noch zu bekommen von der Not des Mittelstandes und vom dauernd

schlechten Wetter. Bei jedem Stück Kuchen, den er unterdes eifrig vertilgte, unterbrach er sich selbst und sagte: »Also, wirklich, Frau Lensch, wunderbar, Ihr Kuchen! Sozusagen einfach prima!«

Dann aß er weiter und sprach weiter von den schlechten Zeiten.

Vater Lensch, der längst seine Sonntagszigarre rauchte, brummte einmal dazwischen: »Aber einen Wagen haben Sie sich doch gekauft!«

Hagen wurde einen Augenblick lang unsicher. Den beiden Alten hätte er ja ohne weiteres bewiesen, daß sogar der Besitz eines solchen Wagens ein Beweis seines Notleidens sei, andererseits war er aber gezwungen, dem Mädchen sein neues Elternhaus recht schmackhaft zu machen. So lachte er kurz auf.

»Mein lieber Mann«, sagte er, »wer wirklich was kann, etwas auf dem Kasten hat, sozusagen, der kommt natürlich durch. Kommt auch heute durch! Durch und voran!«

Dann erzählte er von seinem Geschäft, wie er laufen, rennen, schleichen, aufpassen müsse, wie seine Frau den Modesalon führe – »sogar aus Dresden kommen Kunden zu ihr, ausgezeichnete Kunden, solche, die noch von früher Kultur haben, verstehen Sie« – tja, wahrscheinlich würden sie sich nächstens ein kleines Landhaus bauen, ja, mit Garten und so, vor allem Rosen, er sei ja ein großer Rosennarr.

Als er bemerkte, daß Christa hierbei aufhorchte, spann er seine Gartenpläne weiter aus und schwärmte von der »Gloria Dei«. »Die schönste Rosenschöpfung«, ereiferte er sich. »Gottes Ruhm – der einzige Name, den diese Rose tragen darf.«

»Wie sieht diese Rose aus?« fragte Christa mit halber Stimme. Sie schaute Hagen zum erstenmal voll an. Er war klug genug, ihr Zeit zu geben, sich an seinen Anblick zu gewöhnen, und sah zum Fenster hinaus, als ob dort die Rose stünde, die er beschrieb, so gut er es konnte. Ihm kam dabei ein Gespräch zweier wirklicher Rosenfreunde ins Gedächtnis, das er vor einigen Tagen zufällig mit angehört hatte. »Von ihr habe ich drei Stück«, schloß er seinen Bericht.

Christa fragte erstaunt: »Ich denke, du willst den Garten erst anlegen?«

»Ja, d e n Garten schon«, verbesserte Hagen seinen Fehler, »aber wir haben ja bereits einen, einen kleineren zwar, aber prima, erste Klasse sozusagen!«

Um näheren Fragen nach diesem Garten vorzubeugen, erzählte er von anderen Rosen, wobei er Namen und Aussehen erfand. Manche, die er beschrieb, kamen Christa bekannt vor, und einmal sagte sie: »Die sieht ja der ‚Comteß Vandale' sehr ähnlich!«

»Ja, ja, das stimmt«, versicherte Hagen, »nur ist die neue Sorte vollblütiger und winterhärter. Aber leider viel zu teuer und auch bei uns in der Zone gar nicht zu haben. Ich habe sie von drüben.«

Hier erhob sich Vater Lensch und ging in die Küche, wo seine Frau schon längst wieder am Herd stand, um das Mittagessen vorzubereiten.

Der Kaufmann nahm den Abgang des Hegers zum willkommenen Anlaß, die Rosen, die ihn vor dem rosenkundigen Mädchen langsam in Bedrängnis brachten, zu verlassen.

»Nun ja«, schloß er das Gespräch, »du wirst es ja selbst merken.«

Christa sah zu, wie er ein silbernes Zigarettenetui mit eingraviertem Namenszug aus der Tasche holte, eine Zigarette herausnahm und sie anzündete. Sie mochte aus irgendeinem Grunde lieber, wenn Männer Zigaretten statt Zigarren rauchten. Es schien ihr eleganter zu sein.

Überhaupt fand sie den Papa, wie sie Hagen nun schon ungescheut nannte, sehr nett. Seine Krawatte paßte ausgezeichnet zum Hemd und Anzug und war nicht so ein zusammengewürfeltes Etwas, wie es sich der Vater sonntags um den Hals zu schlingen pflegte.

Der Kaufmann betrachtete nachdenklich sein Etui.

»Das hat mir deine liebe Mutter geschenkt«, erklärte er mit dunkler Stimme, »als wir uns verlobten.«

Christa schob wortlos bittend die Hand über den Tisch. Hagen gab ihr das Etui.

Stumm, wie ihr Mund war, wurden ihre Augen, wurde ihr Gesicht. Nur die Hände schwiegen nicht. Sie liebkosten das silberne Etui, sie sprachen mit ihm, mit kleinen zärtlichen Worten, die so zärtlich waren, daß man sie nicht sprechen konnte.

Der Kaufmann sah des Mädchens Gesicht und ihre Hände, die liebkosend mit leichten Fingern das Silber streichelten; ihm war nicht wohl dabei, aber es gab keine Möglichkeit mehr, Christa zu sagen, daß das Etui nicht länger in seinem Besitz sei als seit dem Tage der Gründung des »Modehauses Haplu«.

»Ich habe daheim noch viele Fotos«, sagte er; seine Stimme zitterte ein wenig dabei, nicht aus Rührung, sondern weil er schon wieder in das gläubige Mädchenherz hineinlog. Er schämte sich und entschuldigte sich sogleich vor sich selbst mit der Notwendigkeit, das

Mädchen weich zu stimmen. »Viele Fotos von deiner Mutter, auch von dir.«

»Bitte, bring sie mir einmal mit, Papa«, bat Christa und sah ihn voll an. Sein Gesicht schien ihr nah und vertraut. »Und erzähle mir von ihr. Ich weiß gar nichts.«

Er ist lieb, dachte es in ihr. Mutti hat ihn geliebt. Ich muß ihn liebhaben.

»Als wir heirateten«, begann Hagen leise und schob die Krümel auf der Tischdecke zusammen, »brachte deine Mutter ihr Mädchenzimmer mit: Bett, Schrank, eine nette Kommode, ein Tischchen mit aufklappbarer Platte, darinnen der Spiegel, zwei Stühle und ein Sesselchen – alles aus heller, feingemaserter Birke.« Er machte eine Pause. »Das Zimmer steht leer, Christelchen.« Wieder schwieg er einen Augenblick. »Es gehört dir.«

Langsam schob er seine Hände über den Tisch, nahm Christas Hände, die ihm unbewußt entgegenkamen, in die seinen und schloß: »Ich bin gekommen, dich heimzuholen.«

Er fühlte, wie die kühlen Mädchenfinger zusammenzuckten. Er sagte: »Auch meine Frau, deine neue Mutti, wird dich sehr liebhaben.«

Er merkte nicht gleich, daß er einen Fehler begangen hatte. Christa wurde sich ihrer Hände wieder bewußt und zog sie aus den seinen.

»Hast du ein Foto mit von ihr?« fragte sie, und er hörte nicht, daß ihre Stimme zitterte in dem wilden, jähen Wunsch, er möge keines haben.

»Doch, natürlich«, sagte er eifrig, holte die Briefmappe aus der Tasche und reichte ihr einige Fotografien über den Tisch.

Christa nahm sie und betrachtete sie, wie man Fotos Fremder anschaut, denen man zufällig auf einer langen Eisenbahnfahrt gegenübersitzt.

Und von Mutti hat er nicht eins, dachte sie.

»Deine Frau ist hübsch«, sagte sie höflich und gab ihm die Bilder zurück.

»Und gut, wirklich gut!« beteuerte Hagen, als ob Christa irgendwelche Zweifel geäußert hätte. Plötzlich lächelte er fast einfältig stolz. »Und elegant! Die Dame – sozusagen – der Stadt!«

Er war richtig froh, endlich wieder etwas Wahres sagen zu können.

»Wenn du«, Christa betonte das Wort stark, »gern willst, komme ich einmal zu Besuch.« Sie stand auf und begann das Tischtuch zusammenzunehmen. »Jetzt kann ich nicht fort, ich muß doch morgen wieder zur Schule.«

Daran, daß der Kaufmann wieder verheiratet sein könnte, hatte sie nie gedacht. Jetzt stand diese Frau plötzlich zwischen ihr und dem Vater. Sie spürte, daß er nicht mehr an ihrer Mutter hing.

Als sie das Tuch hinaustrug, um es im Hof für die Spatzen auszuschütteln, bemerkte sie nicht, daß der Kaufmann bis unter die dünnen Stirnhaare rot geworden war.

Er fühlte, daß er irgendeinen Fehler gemacht hatte und daß das Mädchen ihm entglitten war. Er wurde zornig.

»Ein paar hinter die Löffel, der Göre!« knurrte er vor sich hin. »Und los – eingepackt!«

Zugleich war ihm bewußt, daß das hier und jetzt nicht anginge. Hier nicht, sagte er sich, aber ... schließlich ist ja das Gesetz auf meiner Seite!

Als Christa wieder eintrat, holte er ein Paketchen aus der Sofaecke, wo sein Mantel lag.

»Ich habe dir etwas mitgebracht«, sagte er, bemerkte aber sofort, daß Christa mit dem ersten Blick und Griff die mindere Qualität des Stoffes erkannte, und setzte eilig hinzu: »Ein Schulkleidchen wird's wohl geben. Es war ja gar nicht für dich gedacht, weil wir ja glaubten, du kämst gleich mit. Den Stoff sollte ein Mädchen haben – sie wohnt unweit von hier – war vor Jahren Dienstmädchen bei uns, sehr fleißig, wirklich, hat morgen Geburtstag.«

Er redete so sicher, daß Christa ihm glaubte. Sie gab ihm die Hand, bedankte sich und wußte nichts weiter mit ihm anzufangen. Der Vater, der ihr schon so nah gewesen war, war wieder ein Fremder geworden. Sie legte den Stoff auf die hohe runde Haube der alten Nähmaschine am Fenster und lief aus der Stube.

Hagen, der auch nichts Rechtes mit sich zu beginnen wußte, ahnte den Mißerfolg seiner Reise, setzte sich unmutig wieder an den Tisch und wartete, daß Christa zurückkäme.

Als Christa in die Küche trat, saß Vater Lensch mit rundem Rücken auf dem verrußten Bänkchen am Ofen und ließ die Hände zwischen den Knien hängen. Die Mutter zog eben den großen eisernen Topf mit den Futterkartoffeln aus dem Ofen.

Christa sagte: »Ich bringe ihn hinaus« und langte nach der alten Schürze, die als Topflappen diente.

Die Mutter wehrte ab »In d e m Kleid?«

»Ich ziehe mich schnell um!«

Christa rannte die Treppe hinauf, zog sich das Kleid über den Kopf, fuhr in ihr dunkelbraunes Schulkleid-

chen und brachte mit fliegenden Händen ihre Haare in die gewohnte Ordnung. Die Mutter sah sie erstaunt an, sagte aber nichts.

Christa trug den schweren Topf in den Schweinestall, zerstampfte die Kartoffeln und füllte den Topf gleich von neuem.

Als sie ihn in der Küche abstellte und genügend Wasser zugoß, sagte sie: »Er wollte mich mitnehmen.«

Sie richtete sich auf und sah die beiden Augenpaare gespannt ihr entgegenschauen.

Sie fühlte die drängende Frage und erklärte leichthin: »Ich würde ja vor Heimweh krank werden.«

Plötzlich wurde sie rot. »Darf ich zur Marianne, Mutter?«

Marianne, die Tochter des Schmiedes, war ihre beste Freundin und wohnte im Dorf.

»Lauf!« sagte die Mutter fröhlich. »Aber komm nicht zu spät zum Essen!«

»Sonst esse ich deinen Pudding mit auf«, brummelte der Vater.

»Machst du ja doch nicht!« Christa lächelte ihn an und lief in den Schuppen nach ihrem Fahrrad.

Jakob Lensch schaute ihr nach, zündete sich seine erkaltete Zigarre wieder an und sagte: »Da werde ich wohl hineingehen müssen.«

»Er wird sicher bald verschwinden«, antwortete die Frau.

Der Heger stand auf und ging in die Stube.

IX. KAPITEL

Der Kaufmann hatte, allein in der Stube sitzend, genügend Zeit gehabt, sich vorzustellen, was seine Frau sagen würde, käme er ohne das Dienstmädchen Christa nach Hause. Er hatte sich entschlossen, das Mädchen auf jeden Fall mitzunehmen.

Als der Heger in die Stube kam und sich auf die Ofenbank setzte, wechselte Hagen seinen Platz und ließ sich auf das Sofaeck nah am Ofen nieder.

»Es fängt an, sich aufzuklären«, meinte der Heger.

»Hm«, antwortete der Kaufmann. »Hat Ihnen Christa was erzählt?«

»Och«, der Heger lachte ein wenig belustigt auf, »vom Wetter versteht sie wirklich nichts.«

»Nein«, Hagen wurde ärgerlich, »ich meine: davon, was wir miteinander besprochen haben.«

»Nee, hat sie nicht. Kein Wort hat sie erzählt.« Der Heger stieß eine dicke Rauchwolke aus, und Hagen setzte sich weiter ab.

Er holte eine neue Zigarette aus dem Silberetui und begann: »Sie wissen ja, Herr Lensch, daß ich Ihnen sehr viel Dank schulde, daß Sie sich die langen Jahre hindurch um meine Tochter gekümmert haben . . .«

»Da brauchen Sie mir gar nicht zu danken«, entgegnete der Heger. »Das Wurm konnte ja schließlich nicht ohne Vater und Mutter aufwachsen. Und so sind wir seine Eltern geworden. Nee«, wiederholte er, »da ist nichts zu danken.«

»Doch, doch«, beharrte der Kaufmann hartnäckig,

»ich bin Ihnen und Ihrer Frau zeitlebens zu Dank verpflichtet. Diese Schuld will ich nicht noch weiter ansteigen lassen.«

Da der Heger schwieg, setzte er fort: »Ich habe mich also entschlossen, Christa mit nach Hause zu nehmen.«

»Zu Hause«, brummte der Heger, »ist sie h i e r.«

»Ja, nun ja«, wand sich der Kaufmann, »das stimmt ja im gewissen Sinne, ihr z w e i t e s Zuhause ist bei Ihnen, das ist sozusagen ganz richtig. Aber schließlich bin ich ja doch der Vater.«

»Hm«, machte Lensch. Es schien, er sei nicht ganz dieser Meinung.

»Deswegen nehme ich sie jetzt zu mir. Sie und Ihre Frau sind ja rechtschaffene, gute Leute – das kann ich überall und immer bestätigen! –, und Sie werden sicher dem Glück des Mädchens, das endlich heimkehren kann, nichts entgegensetzen.«

»Nee«, der Heger schüttelte den Kopf, »dem Glück des Mädchens, wie Sie das so sagen, werden wir nichts entgegensetzen.«

Der Kaufmann atmete erleichtert auf. Es ging alles viel einfacher, als er sich das vorgestellt hatte. Er vergewisserte sich noch einmal: »Sie haben also nichts dagegen, wenn ich Christa gleich heute heimnehme?«

»Wir haben nichts dagegen, daß Sie unsere Christa mitnehmen. Wenn sie mitgehen w i l l, meine ich.«

Der Heger sah den Kaufmann an, und dem schien es, als ob der andere spöttisch hinter seiner Zigarrenwolke lächelte. Er beeilte sich zu behaupten: »Ich habe sie gefragt. Natürlich will sie.«

»So?« meinte der Heger. »Wir haben sie nicht gefragt. Bloß, sie hat uns gesagt, sie will hierbleiben.«

Der Kaufmann fühlte sich der Lüge überführt und wurde ärgerlich.

»Solche Gören«, sagte er, »wissen ja meist nicht, was sie wollen. Da muß man sie zwingen zu . . .«

»Hm«, der Heger unterbrach ihn und wiegte bedächtig den Kopf. »Manchmal weiß es solch ein Mädchen nicht, was es will. Das stimmt. Aber manchmal weiß es, was es will. Heute früh, da wußte es Christa nicht. Aber jetzt weiß sie es.«

»Und 'ne Stunde später wird sie's wieder nicht wissen!« höhnte Hagen, der nun offensichtlich zornig geworden war.

Der Heger fuhr ruhig fort: »Und zwingen – zwingen darf man ein Kind nur, wenn es etwas Dummes tun will. Und man selber ganz sicher ist, daß man das Klügere weiß.«

Der Kaufmann griff erneut nach seinem Etui, zerbrach drei oder vier Streichhölzer und rauchte dann hastig, schweigend und erbost. Schließlich stieß er feindselig hervor: »Sie wollen also das Mädchen nicht hergeben?«

»Wir haben keine Not«, antwortete der Heger, »und sind – wie Sie gesagt haben – rechtschaffene Leute. Die geben ohne Not nicht ihre Kinder weg.«

»Ihr Kind!« schrie der Kaufmann in hellem Zorn. »Es handelt sich hier um m e i n Kind!«

»Nein!« sagte der Heger hart.

»Was? Sie wollen bestreiten, daß Christa mein Kind ist?«

Der Kaufmann verschluckte vor Erstaunen fast seine Zigarette.

»Ja, das will ich«, entgegnete der Heger.

Einige Augenblicke lang starrte der Kaufmann ungläubig in das hölzern einfache und harte Gesicht des alten Waldarbeiters.

»Ich habe keine Lust«, erklärte er dann kalt, »mich mit Ihnen über völlig klare, einwandfreie Dinge zu streiten. Ob Sie wollen oder nicht, ob Christa will oder nicht – ich nehme das Mädchen zu mir. Da Sie sich im guten nicht mit mir verständigen wollen, mache ich von meinem gesetzlichen Recht Gebrauch. Denn Gott sei Dank ist die Göre noch minderjährig!«

»Sie haben kein Recht auf das Kind«, entgegnete der Heger. »Das haben Sie verspielt.«

Wie unter einem Schlag zuckte der Kaufmann zusammen.

»Ich bin der Vater!« Er hatte Mühe, seinen erneut aufsteigenden Zorn zu bändigen.

»Nein«, versetzte der Heger. »Christas Vater bin ich!«

»Haben Sie sie gezeugt oder ich?« schrie der Kaufmann.

»Sie haben sie verstoßen, ich habe sie aufgenommen.«

»Aber gezeugt habe ich das Kind!«

»Ich habe ihm zu essen gegeben.«

»Aber ich bin der Vater!«

»Ich habe ihm Kleider gekauft.«

»Mann«, tobte der Kaufmann, »was ändert das daran, daß meine Frau das Kind geboren hat! Ich habe ihm das Leben gegeben!«

»Wir haben ihm das Leben erhalten.«

»Aber ich«, der Kaufmann sprang auf, schlug sich an die Brust und schrie: »Ich – verstehen Sie, ich habe es gezeugt!«

»Ich habe für Christa gearbeitet.«

»Schließlich habe ich zwei Jahre lang für das Gör bezahlt!«

»Vorher haben wir das Kind vierzehn Jahre liebgehabt.«

»Für diese Jahre werde ich Ihnen noch einen Unterhaltsbeitrag aussetzen. Ich lasse mir nicht durch Ihre unverschämten Forderungen mein Vaterrecht nehmen!«

»Das Geld«, sagte der Heger, »das Sie geschickt haben, steht in Christas Sparbuch. Und mit Geld kann man keine Kinder kaufen.«

»Ihre Belehrungen können Sie sich sparen!« schnarrte der Kaufmann so, wie er es einst als Zahlmeister lange und fleißig geübt hatte. »Das Recht jedenfalls steht auf meiner Seite, und ich gedenke mich daran zu halten.«

»Das Recht wird Ihnen nicht helfen, Christa unrecht zu tun«, erhob nun auch der Heger seine Stimme. »Und dann heißt Christa auch Christa Lensch!« Er blickte offen triumphierend den Kaufmann an.

»Nun, mein lieber Mann«, Hagen lachte höhnisch, »jetzt will ich Ihnen einmal etwas in Ruhe sagen: Wenn Sie nämlich mein Kind nicht freiwillig hergeben, zeige ich Sie an – wegen urkundlichem Kindesraub und Urkundenfälschung!«

Der Heger schwieg betroffen. Zwar wußte er nicht, was »urkundlicher Kindesraub« sei, auch war er sich nicht ganz klar, ob er eine Urkundenfälschung begangen hatte. Aber richtig war, daß er ein fremdes Kind als sein eigenes hatte eintragen lassen und daß diese Eintragung niemals rückgängig gemacht worden war. Möglicherweise gab es da ein Gesetz, das solches bestrafte.

Der Kaufmann las die Gedanken des Hegers aus dessen Gesicht und glaubte, am Ende doch noch gewonnen zu haben. Er setzte sich wieder auf das Sofa, vor den Heger, und sagte fast freundlich: »Sehen Sie, Sie wollen ja schließlich auch nicht auf Ihre alten Tage ins Zuchthaus« – plötzlich fiel ihm ein guter Gedanke ein, »und Ihre Frau auch nicht, wegen Mithilfe und Verheimlichung eines Verbrechens.« Hier schien ihm, als ob der Heger zusammenzuckte. »Ich meine, eines Verbrechens nur im Sinne des Gesetzes, aber immerhin ... Wir einigen uns gütlich, und was war, ist vergeben und vergessen. Christa kommt zu uns, und Sie können mit ruhigem Gewissen weiter Ihrer Arbeit nachgehen.«

Er hielt dem Heger die Hand hin.

Der schien die ausgestreckte Hand nicht zu sehen. Er schaute geradeaus durch das Fenster, vor dem Christas Herbstastern ihre leuchtenden Köpfe duckten und hoben.

Es würde schwer sein, hinter Zuchthausmauern zu sitzen, dachte er.

»Und wenn sie mich einsperren«, sagte er langsam mit spröder Stimme, »ich jage Christa nicht aus dem Haus.«

Der Kaufmann erkannte, daß er den Kampf um das Mädchen verloren hatte.

»Wie Sie wollen«, bemerkte er kalt, während er aufstand und nach seinem Mantel griff, »ich habe Sie gewarnt und ...«

Der Heger unterbrach ihn: »Ja, und ich möchte, daß Sie nicht mehr herkommen, solange Christa unsere Tochter ist. Wir haben ihr nicht die ganze Wahrheit ge-

sagt. Sie weiß nicht, daß ihr Vater an Frau und Kind gehandelt hat – wie ein Lump!«

Der Kaufmann zuckte zusammen.

Der Heger blieb auf der Ofenbank sitzen und sah dem grußlos Davongehenden auch nicht nach, als dieser durch den Garten zu seinem grünen Wagen stelzte und mit aufheulendem Motor abbrauste.

Erst als der Herbstwald das Geräusch verschluckte, erhob er sich ein wenig schwerfällig und ging in die Küche. Marta Lensch saß auf dem Küchenstuhl und putzte mit wildem Eifer einen alten Aluminiumtopf, der wochenlang gänzlich verrußt und halb verbrannt mit Wasser gefüllt in der Ecke unter dem Außguß gestanden hatte. Der Topf glänzte wieder silbrig-hell.

»Ihr habt ja so geschrien«, sagte sie aufgeregt, »ich habe es kaum noch ausgehalten. Was ist denn nun?«

»Geschrien hat er«, sagte der Heger und setzte sich auf das Herdbänkchen. Er lächelte, halb beruhigend, halb verlegen, und erklärte: »Einsperren will er mich lassen.«

Er hatte erwartet, die Frau würde vor Schreck den Topf fallen lassen. Statt dessen stand sie auf, ihren Topf fest in der Hand und erregte sich: »Einsperren? Weswegen denn?«

»Weil wir Christa haben auf dem Standesamt . . .«

»Wir hätten sie wohl den Nazis geben sollen? Einsperren! Das wollen wir ja mal sehen!«

»Christa braucht das nicht zu wissen«, meinte er bedächtig. »Auch das von damals nicht, denke ich. Das Kind ist schwierig. Sie meint schließlich noch, wir wollten sie gegen ihren Vater aufhetzen.«

»Da hast du recht.« Die Frau nickte zum Einverständnis. Dann sagte sie: »Setz dich auf den Stuhl, ich

brauche den Platz. Oder geh lieber in den Garten, vielleicht findest du noch eine Gurke. Ich muß mich um den Braten kümmern.«

»Riecht gut«, sagte er, und während er in den Garten ging, eine letzte Gurke zu suchen, freute er sich auf den Entenbraten, der seit einigen Jahren statt des früher üblichen Kaninchenbratens am Kirmessonntag zu Mittag auf den Tisch kam.

X. KAPITEL

Im Dorf gab es zwei Schmieden: die Bach-Schmiede im Unterdorf und die Dorf-Schmiede neben dem Stellmacher auf dem Anger. Marianne war die Tochter des Bach-Schmiedes. Sie war reichlich ein Jahr älter als Christa und arbeitete als Sprechstundenhilfe bei einem Zahnarzt in der Kreisstadt.

Als Christa sagte, sie wolle zu ihr, hatte sie nur die halbe Wahrheit gesagt. Mariannes Mutter war Peters Patin, und Peter war dort zur Kirmes eingeladen.

Peter hatte Christa im Brief versichert, daß er ganz bestimmt käme. Zum erstenmal würden sie zusammen tanzen gehen, darauf freue er sich sehr. »Ich freue mich noch auf etwas ganz anderes«, hatte er geschrieben, »aber ich sage nicht, worauf. Weißt Du es? Und freust Du Dich auch darauf?«

Christa war rot geworden, sie wußte, worauf sich Peter freute, und sie selbst sehnte sich nicht weniger nach seinen Küssen. Und doch schlug ihr Herz bänglich.

Als sie zur Schmiede kam, war Marianne nicht da-

heim. Ihre Mutter, die hochrot vor dem Ofen stand, sagte, sie sei wohl mit Peter ins Dorf gegangen.

Christa suchte sie auf dem Anger, wo das große Kettenkarussell, die Luftschaukel, das Kinderkarussell und einige Schieß- und Glücksbuden aufgebaut waren. Kinder liefen auf dem Platz umher, schauten den Karussellmännern zu, die noch einmal alle Schrauben nachzogen, und drängten sich um die große Glücksradbude, deren Besitzer ein Mikrophon und zwei Lautsprecher anbrachte, um die Karussellmusik überschreien zu können.

Peter und Marianne waren nirgends zu entdecken. Vielleicht sind sie im Gasthof, dachte Christa, obgleich sie sich nicht vorstellen konnte, was sie jetzt dort sollten.

Trotzdem ging sie hin, kaufte zwei Zigarren für den Vater und stellte fest, daß außer einem Budenbesitzer, der vorzeitig zu Mittag aß, kein Mensch im Gastzimmer saß.

Enttäuscht und traurig fuhr sie heim, während oben am Himmel der Wind die letzten Wolkenfetzen vor sich hertrieb, damit die Sonne über einen fleckenlosen Blauhimmel spazieren konnte.

Peter und Marianne saßen unweit des Baches und angelten. Ein großer und zwei kleinere Barsche lagen ausgeblutet hinter ihnen im Gras. Trotzdem war Peter unzufrieden und unruhig. Immer wieder schob er den linken Ärmel seines grünen Jagdrockes zurück und schaute nach der Uhr.

Er angelte leidenschaftlich gern und hatte sich gleich bereit gefunden mitzugehen, als er ankam und Marianne im Garten antraf, wie sie nach Würmern grub.

»Christa kommt her«, murmelte er und wurde rot. »Sag deiner Mutter, daß sie uns Christa nachschickt.«

»Ach«, Marianne lachte spöttisch, »bist du ein schüchterner Knabe!«

»Es brauchen ja nicht gleich alle Leute zu wissen, daß . . .« murrte Peter.

». . . ihr euch liebt!« Wieder lachte das Mädchen hell und laut.

»Schrei doch nicht so!« bat Peter.

Er ist wirklich hübsch, wie er so verlegen dasteht, stellte Marianne bei sich fest. Sieht aus, als ob er noch nie richtig geküßt hätte.

»Sag mal, Peter«, fragte sie mitleidig, »du hast wohl noch nie ein Mädchen geküßt?«

»Quatsch!« antwortete Peter und stürzte sich eifrig auf die Regenwurmjagd.

Marianne betrachtete ihn nachdenklich. Unbewußt ließ sie die Zungenspitze zwischen ihren Lippen spielen.

Sie ging in die Küche.

»Wenn Christa kommt«, sagte sie ihrer Mutter, »Peter und ich sind irgendwo im Dorf.«

Die Angelruten hingen im Schuppen hinterm Haus. Sie nahmen sie und schlenderten durch den Obstgarten hinunter zum Bach. »Wir gehen am besten zum Wehr«, schlug Marianne vor, dort konnte man sie von der Schmiede oder auch von der Straße aus nicht sehen.

»Wird uns Christa da finden?« fragte Peter besorgt.

»Sicher, wenn sie überhaupt kommt.«

Betroffen blieb Peter stehen. »Aber sie weiß doch, daß ich da bin!«

»Dann ist's ja gut«, meinte das Mädchen und schritt voran.

Unterhalb des Wehres hatte sich der Bach in Jahrzehnten ein tiefes, breites Loch gegraben, zu dem die beiden Ufer steil herabfielen. Dichtes Weidengebüsch, halb unterspült, drängte sich an dieser Stelle auf dem schmalen Uferrand zusammen.

Peter sah, daß auf ihrer Bachseite nur einer bequem angeln konnte.

»Ich gehe auf die andere Seite«, sagte er, lief ein Stück zurück und sprang von einem überhängenden Erlenstumpf über das hier schmale Bächlein.

Gegenüber von Marianne fand er einen ausgezeichneten Platz; sie warf ihm das verschlossene alte Honigglas mit den Würmern hinüber, und wenige Minuten später zappelte der erste kleine Barsch an Mariannes Angel.

Peter schaute von drüben zu, wie sie die Angel hochriß, den Fisch vom Haken nahm, ihn durch einen kurzen Schlag betäubte und ihm schnell und geschickt das scharfe Messer durch den Kopf zog. Mit flinken Fingern steckte sie einen neuen Wurm auf den Haken und warf die Angel mit einem graziösen Schwung zurück ins Wasser.

Sie setzte sich wieder hin und lächelte Peter zu.

»Ich habe gar nicht gewußt, daß du so hübsch bist«, murmelte Peter halblaut.

»Danke!« Marinna nickte ernsthaft. »Du hast ja nur zwei Augen. Und die sind immer bei deiner Christa.«

»Stimmt!« beteuerte Peter. Aber trotzdem war das Mädchen am anderen Ufer schön anzuschauen, wie es dort saß, mitten im Schatten der Weidenbüsche auf einer winzigen Lichtinsel, das Haar von zitternden Schatten der dünnen Weidenzweige umflirrt.

Blondes Haar ist eigentlich sehr schön, dachte Peter.

»Was magst du lieber, Blond oder Braun, Peter?« fragte Marianne halblaut.

Peter fühlte sich ertappt und errötete. »Braun«, sagte er schnell und lachte leise.

»Du Armer!« murmelte Marianne.

Peter sah erneut auf seine Uhr. Da zuckte seine Angel. Er riß sie hoch und zeigte stolz den großen Barsch.

»Bekommst du zum Abendbrot«, versprach Marianne. »Ich brate ihn dir.«

Wieder saßen sie eine Weile, starrten geduldig auf die ruhig ziehenden Korken und warfen sich bisweilen ein geflüstertes Wort zu, während Peter immer häufiger nach der Uhr blickte.

»Sie wird nicht kommen«, sagte Marianne.

»Wieso nicht?« fragte Peter.

»Eben so. Ich denke mir das«, entgegnete sie undeutlich.

Peter schien, als ob sie etwas wisse.

»Was ist mit Christa?«

»Nichts«, sagte Marianne. »Oder: fast nichts.«

»Sag's!«

»Wenn du mir versprichst, daß ... Da hängt einer bei dir!«

Peter nahm den Fisch von der Angel, die er nicht mehr ins Wasser warf. Er wollte jetzt wissen, was es mit Christa gab.

»Ich verspreche dir, was du willst. Erzähl schon!« forderte er ungeduldig.

»Trotzdem kannst du die Angel wieder hineinhängen«, sagte Marianne. »So schlimm ist das nicht.«

Lustlos steckte Peter den Wurm auf und warf die Angel aus.

»Sie ist gestern abend tanzen gewesen«, sprach das Mädchen.

»Und?«

»Sie hat immer bloß mit dem einen getanzt.«

»Mit wem?« Peter wurde langsam böse. »Laß dir doch nicht jedes Wort einzeln abkaufen!«

»Du kennst ihn nicht. Ein Fahrer vom Kreisamt . . .«

»Der Sarenk?« schrie Peter hinüber.

»Ja«, bestätigte Marianne.

Peter war es, als säße ihm ein zäher Kloß im Hals. Er schluckte ein paarmal, ehe er fragte: »Und weiter?«

»Weiter war ich nicht dabei«, erklärte Marianne. »Ich habe sie zusammen weggehen sehen. Sicher hat er sie nach Hause gebracht.«

Der Kloß saß wieder in Peters Hals, und alles Schlucken half nichts, er blieb drinnen sitzen.

»Den Sarenk schlag' ich krumm und blau!« knirschte er.

»Was hast du davon?« gab sie zu bedenken. »Das bringt dir die Christa nicht zurück. Sie war ja ganz verrückt nach ihm.«

Sie schwiegen. Unbeachtet hing Peters Angel im Wasser. Jetzt erst kroch der Schmerz langsam in sein Herz. Seine Augen stierten blicklos auf das leise ziehende Wasser. Sein Kopf schien ihm leer, wie ausgebrannt. Nur in den Ohren wummerte dumpf das Blut.

Er brach einen Zweig ab und knickte ihn, immer wieder, bis ihm ein winziges Stück in der Hand verblieb.

Er hob die Augen und sah, daß Marianne nicht mehr da war. Er dachte nicht nach, wieso sie weggelaufen war. Es war ja auch gleichgültig.

Alles war jetzt gleichgültig.

Plötzlich stürzte sich rote Wut über ihn. Er dachte: Ich schlage ihn doch tot!

Dann war er wieder leer. Die Wut war weg, und der Schmerz war weg.

Er hörte Schritte hinter sich. Es war gleichgültig, wer da herumlief.

Marianne setzte sich neben ihn.

»Du bist dumm, Peter«, sagte sie leise. »Heulen möchtest du! Was denkst du, wie sich der Sarenk freute, wenn er dich so sähe!«

»Den ...«, knirschte Peter.

»... schlägst du krumm und blau, ich weiß. Dann erfahren es wenigstens alle Leute, daß der Peter sich hat sein Mädchen wegnehmen lassen.«

»Nein, Peter«, fuhr sie fort, »daheim in deinem Kämmerlein kannst du heulen, soviel du Lust hast. Aber hier, heute mußt du lachen. Einfach lachen! Und mit einem anderen Mädchen recht verliebt tun. Das ist das richtige, glaub es mir!«

Da Peter immer noch nichts zu sage wußte, sprach sie weiter: »Entweder hat Christa sich wirklich in den Kerl vergafft, dann ist das die beste Rache. Oder sie hat dich noch lieb, dann wird sie eifersüchtig und kommt ganz von selbst zurück.«

Peter hob den Kopf. »Denkst du?«

»Ich kenn' doch Christa!« behauptete sie. »Kennst du ein Mädchen hier? Nein? Mein Freund kommt heute nicht, hat Dienst – dann«, sie stellte sich vor Peter hin

und machte ihm eine Verbeugung, »stehe ich dem Herrn gern zur Verfügung.«

Sie lächelte, und Peter versuchte schüchtern, es ihr nachzutun.

Mit dem frühen Nachmittag füllte sich der Dorfanger. Kinder drängten sich um das kleine Karussell, die halbwüchsigen Jungen umstanden in dichten Gruppen die zwei Schießbuden, die Mädchen juchzten auf dem Kettenkarussell, bildeten fliegende Ketten und ließen noch einmal ihre bunten Sommerkleidchen in der warmen Herbstsonne flattern. Die Luftschaukel aber wurde von allen belegt, so daß der Besitzer zwei Minuten von jeder Tour abknapsen konnte, ohne daß jemand murrte.

Die Männer, die vor dem Kartenspiel noch einmal frische Luft schnappen wollten, standen wortkarg herum, schauten dem Treiben zu und hielten lose in der Rocktasche die Markscheine bereit, die sie schon im voraus jedem ihrer Sprößlinge für diesen Kirmessonntag zugedacht hatten.

Von den Hausfrauen war nicht eine einzige zu sehen; sie wuschen das Mittagsgeschirr auf und bereiteten den Kaffeetisch vor; die älteren Frauen, die zu Gast waren, halfen ihnen ein wenig und erzählten sich in dieser einzigen männerlosen Kirmesstunde gegenseitig von ihren mütterlichen Sorgen, Kümmernissen und Freuden.

Als Christa auf den Anger kam, brauchte sie nicht lange nach Peter zu suchen. Er stand mit Marianne in einer Luftschaukel und schaukelte so hoch, daß der Mann unten das Bremsbrett langsam anzog.

Jetzt entdeckte Marianne Christa. Sie lachte und winkte ihr zu. Aber Peter drehte sich nicht um, er schien nur Augen für Marianne zu haben.

Christa wandte den Blick nicht von ihm. Sie merkte nicht, wie jemand dicht an sie herantrat. Im gleichen Augenblick, als eine fremde Hand sich um ihre Hüfte legte und ein Mund nah an ihrem Ohr flüsterte: »Noch böse?«, wandte sich Peter herum und schaute herunter.

Christa lächelte ihm zu. Aber Peter wandte sich hastig ab. Da erst bemerkte sie, daß ihr Tänzer von gestern neben ihr stand. Unwillig schob sie seine Hand weg.

Die Klingel schepperte grell. Peter und Marianne setzten sich hin und ließen ihre Gondel ausschwingen. Während sie ausstiegen, wurde Christa ein wenig näher an den Eingang gedrängt. Sarenk hielt sich weiter dicht an sie.

Die beiden sprangen die hölzernen Treppenstufen hinab. Gleich wird Peter da sein, wird ihr die Hand geben. Ich will nicht rot werden, dachte Christa und fühlte schon, wie ihr das Blut in die Stirn schoß.

Da winkte ihr Marianne zu, und Peter ... Jetzt war er schon vorbei, ohne auch nur einen Blick für sie.

Steif und bewegungslos stand Christa. Er wußte doch, daß sie auf ihn wartete! Er hatte sie doch gesehen! Und war vorbeigegangen, ohne ein Wort, ohne einen Blick.

Sarenk redete irgend etwas. Christa verstand kein Wort. Sie verstand gar nichts mehr.

Auf einmal war sie vor der Kasse der Luftschaukel. Irgend jemand schob sie weiter. Willenlos stieg sie die drei Holzstufen hoch, ließ sich in eine Gondel drängen.

Als Sarenk hinter ihr einstieg, kam sie zur Besinnung und wollte hinaus. In diesem Augenblick sah sie Peter wieder: Er stand vor der Pfefferkuchenbude und hängte Marianne ein glänzendrotes Lebkuchenherz um den Hals.

Christa warf den Kopf zurück. »Los!« sagte sie. »Aber hoch!«

»Setz dich!« sagte Sarenk. Er lächelte zufrieden.

Christa setzte sich nicht; sie stemmte die Beine fest gegen die Bretter, spannte die Hände um die Eisenstangen und brachte die leichte Gondel gemeinsam mit Sarenk schnell in die äußerste Schwungweite.

Achtlos ließ sie ihren Rock flattern, ohne auf die Blicke Sarenks zu achten.

Peter stand immer noch vor der Pfefferkuchenbude. Jetzt, da es offensichtlich war, daß Christa treulos von ihm weggelaufen war, konnte er nicht mehr lachen. Das Spiel endete vor der ausgelassenen Luftfahrt der beiden in der rotblauen Gondel.

»Komm«, sagte er dumpf zu Marianne und ging davon, ohne sich umzusehen, ob sie ihm auch folge.

»Sei kein Frosch!« munterte sie ihn auf und schob ihren Arm in den seinen.

Das sah Christa eben noch, nicht mehr aber, wie sich Peter losmachte und allein hastig weglief, zur Bachschmiede, zu seinem Fahrrad. Sollte sich Christa ruhig mit dem Kerl vergnügen! Aber zuschauen, nein!

Marianne versuchte vergebens, ihn zurückzuhalten. Sie war schon nahe daran, ihm zu erzählen, daß sie vormittags ein wenig gelogen hatte.

»Komm, ich werde mit Christa sprechen«, sagte sie.

Aber Peter wollte nicht.

So konnte er nicht mehr sehen, daß Christa, kaum daß die Gondel hielt, hinaussprang, sich achtlos durch die Leute drängte und, ohne auch nur irgend jemanden anzusehen, vom Anger verschwand.

Sarenk zuckte mit den Schultern und sah sich nach einem anderen Mädchen um.

Christa fand sich wieder, als sie auf der lehnenlosen Bank am »Weinberg« saß.

Als die Sonne längst gesunken war und Nebel über den Wiesen zu brauen begannen, stand sie auf.

In der Küche fand sie die Mutter im Augenblick allein.

»Ich gehe gleich schlafen, Mutter«, sagte sie.

»Bist du krank?« fragte die Mutter besorgt.

Christa schüttelte den Kopf.

Die Mutter schaute ihr prüfend ins Gesicht.

»War Peter nicht da?«

Christa nickte, wandte sich schnell ab und lief die Treppe hinauf.

Erst als sie ausgezogen im Bett lag, überfiel sie das Weinen. Später schaute die Mutter nach ihr; da hatte sich Christa in den Schlaf geweint.

Die Mutter strich ihr eine Strähne aus der Stirn.

»Es wird schon wieder alles gut werden«, murmelte sie mitleidig lächelnd.

Es wurde nicht wieder gut.

Christa erhielt keinen Brief mehr von Peter und schrieb ihm keinen mehr.

So erfuhren sie voneinander nicht, wie sehr sie sich nacheinander sehnten.

XI. KAPITEL

Hagens Zorn wurde nicht geringer, als er nach geraumer Zeit merkte, daß er sich vollständig verfahren hatte. Statt nach links war er hinter der Försterei nach rechts abgebogen und war nun auf einer Straße angelangt, über die sein Wagen hoppelte wie ein Hase über den Acker.

Hagen umklammerte das Steuerrad und stierte angestrengt vor sich auf den Weg, riß das Steuer nach links, riß es nach rechts – und hatte dabei keinen anderen Erfolg, als daß er dem einen Schlagloch auswich und in das andere hineinfiel.

Schließlich hielt er an einer Kreuzung an und versuchte vergebens, die Buchstaben auf dem schiefen, verwitterten Wegweiser zu entziffern.

Wenige Schritte vom Wege lag ein kleiner Bauernhof. Hagen ließ den Wagen an der Kreuzung stehen und trat in den Hof.

Vor der Haustür stand ein uraltes, verhutzeltes Mütterchen und schnitt von einem Laib Brot Stücke herunter, die eine gefräßige Entenschar gleich aus der Luft aufschnappte.

Die Enten reckten die Hälse und schienen auf den Zehenspitzen um die Alte herumzutanzen.

Die Alte sprach tadelnd auf sie ein. »Geh, Rote«, sagte sie, »dräng dich nicht so vor! Die Weiße bekommt gar nichts, weil du so gefräßig bist. Komm, Pilka«, sie lockte eine schneeweiße Ente und warf ihr ein Brotstückchen zu. Aber die rotbraune, ein Erpel,

hatte aufgepaßt und riß der weißen das Stückchen aus dem Schnabel.

Die weiße schaute traurig drein und klagte: »Tak – tak – tak«, worauf ihr der Erpel etwas Böses zuschnatterte, so daß sie erschrocken verstummte.

Hagen, der, weder von dem Mütterchen noch von den Enten bemerkt, zuschaute, gewann plötzlich seine gute Laune wieder.

Genauso, dachte er belustigt, faucht Greta mich an, und ich kusche – wie die weiße Ente.

Die Alte warf der Weißen ein neues Stück Brot zu, das sie auch blitzartig verschlang. Der enttäuschte Erpel hieb nach ihr mit dem Schnabel, den er im nächsten Augenblick hochriß, und fing das zweite der Weißen zugedachte Stück aus der Luft auf.

Hagen lachte laut, das Mütterchen fuhr erschrocken herum und spuckte dreimal aus.

Der Kaufmann entschuldigte sich, sie erschreckt zu haben, und erzählte, daß er die richtige Straße verfehlt habe; nach Dresden wolle er.

Er erfuhr, daß er beträchtlich vom Wege abgekommen sei und daß er vor der Kreuzung links abbiegen müsse.

Er bedankte sich und wandte sich zum Gehen, als der rotbraune Erpel, den er erst mit Greta verglichen hatte, laut und heftig hinter ihm herschnatterte.

Hagen blieb stehen und fragte, ob die Enten schlachtreif seien.

Das Mütterchen nickte. »Wohl, wohl, Herr.«

»Würden Sie mir eine verkaufen?« fragte er.

Die Alte überlegte und fragte zurück: »Welche wollen Sie denn haben?«

Hagen wies auf den Erpel. »Die da.«

Die Alte schnitt ein Stück Brot ab – sofort war der Erpel gierig bei ihr –, und schon hatte sie ihn gefangen.

Das weitere ging sehr schnell; nach kaum zehn Minuten verließ Hagen den Hof, den noch etwas blutenden Erpel in viel Zeitungspapier eingewickelt unter dem Arm.

Als er später in einem der nächsten Dörfer gut zu Mittag aß, wich seine Enttäuschung über den vergeblichen Besuch bei den Hegersleuten völlig.

Er dachte über Christa nach, und etwas wie Stolz auf sein Kind regte sich in ihm. Das Mädel wußte, was es wollte! Soll ruhig auf die Schule gehen und später studieren. Schließlich ist sie ja *sein* Kind, klug, begabt, fleißig. Sie hat es nicht nötig, Dienstmädchen zu spielen.

Freilich, fiel es ihm dann wieder schwer aufs Gemüt, bei Greta wird er einen schweren Stand haben.

»Gut, daß ich die Ente habe«, murmelte er vor sich hin. Besser wäre es noch, ich hätte auch ein Dienstmädchen, fügte er in Gedanken hinzu.

Ich muß der Greta die Sache mit Christa ausreden. Wenn Christa später einmal vielleicht Ärztin ist, wird Greta auch stolz auf sie sein.

Jetzt allerdings – er seufzte und beschloß, Greta doch das sündhaft teure Nerzkrägelchen zu kaufen, das sie sich brennend wünschte, seit Anneliese Schmitt, Eisenwarenhandlung am Dornschnabel, ein echtes Persianercape spazierentrug.

Den Gedanken, daß er bei seinen damaligen Plänen mit ebendieser Anneliese vielleicht doch übervorsichtig gewesen sei, schluckte er schnell hinunter

und spülte mit etwas Kaffee die kleine Bitterkeit hinweg.

Anneliese Schmitt ließ sich hinunterschlucken, nicht aber Greta, die daheim die Zwillinge wartete und auf das Dienstmädchen hoffte.

Hier half kein Schlucken und auch kein Kaffee, hier mußte man etwas tun!

Hagen beschloß, nicht ohne Dienstmädchen – oder zumindest nicht ohne sichere Aussicht auf ein solches – Greta vor die Augen zu treten, und fuhr nach Pannewitz.

In Pannewitz hielt er auf dem Kirchplatz an, an dessen einer Seite sich der Friedhof erstreckte. Das Tor stand offen.

Hagen hatte eine Schwäche für Friedhöfe. Er schlenderte gern durch die Gräberreihen der Toten, das erhöhte sein Lebensgefühl ungemein. Am liebsten sah er sich Fürstengruften an. Daß er ohne Scheu vor einer Grabplatte stehen durfte, unter der irgend solch ein hochvermögender Herr oder gar eine Fürstin moderte, erweckte in ihm seltsame Empfindungen.

Er fühlte sich erhoben und auf eine Weise frei, wie etwa der Diener vor seinem toten Grafen steht, aufgerichtet zwar, aber bereit, sofort den Rücken zu beugen, sollte der Tote noch einmal die Augen aufschlagen.

Fürstengruften gab es nicht allzuoft zu besichtigen. Dafür aber lagen auf vielen Dorffriedhöfen tote Grafen, Barone und Freiherren, ehedem Besitzer von Schlössern und Gütern. Grafengräber waren, empfand der Kaufmann, fast so gut wie Fürstengruften. Er schloß sorgfältig seinen Wagen ab und betrat den Friedhof.

Das Ergebnis der Besichtigung war mager: ein einziger Graf lag hier, unter einer schiefen, halbverwitterten Sandsteinplatte, und außerdem hieß er »von Geiersklau«.

Hagen fand den Namen eines Grafen, wenn auch eines vor achtzig Jahren gestorbenen, für unwürdig und verließ den Friedhof.

Gleich gegenüber hing an einem Haus das große grün-weiße Schild der »Gemischtwarenhandlung Artur Musil«.

Mit Musil zusammen hatte Hagen in einer Heeresintendantur jahrelang sein Kriegsschäfchen geschoren.

Er schlenderte hinüber und betrachtete das Schaufenster.

Links waren verschiedene Textilien, ziemlich bunt durcheinander hingelegt oder aufgehängt. Daran schlossen sich drei Paar Schuhe, einige Schüsseln, Teller und ein rotbraun gepunktetes Kaffeeservice aus Steingut an. Die rechte Hälfte des Schaufensters nahmen verschiedene Waschpulver, Teigwaren in Paketen, Saft-, Likör- und Schnapsflaschen verschiedener Größe und Farbe sowie ein Kunststoffeimer mit Besen, Bohnerbürste und Scheuertuch ein. Ganz hinten forderte ein Plakat, schief angeheftet und handgemalt, die Bevölkerung von Pannewitz auf, am großen Feuerwehrball teilzunehmen. Unkostenbeitrag zwei Mark und fünf Pfennig.

Mit einer dem Besitzer des weit über die Grenzen der Stadt hinaus bekannten »Modehauses Haplu« angemessenen Miene betrachtete der Kaufmann dieses gemischte Schaufenster.

Nachdem er sich genügend belustigt hatte, nahm er

die Autoschlüssel wieder aus der Tasche, streifte sie über den linken Ringfinger und betrat das Haus.

Der schmale Hausflur war vollgestopft mit Kisten und Kasten und anderem leerem Verpackungsmaterial. Hagen achtete sorgfältig darauf, nicht irgendwo an einem hervorstehenden Nagel hängenzubleiben, erreichte unbeschädigt die Treppe und stand gleich darauf vor einer neuen, noch ungestrichenen Tür, an der keine Klingel zu entdecken war.

Er räusperte sich und klopfte.

Schritte polterten heran, die Tür öffnete sich einen Spalt, und eine fette Stimme fragte:

»Was gibt's denn?«

Im selben Augenblick erkannte Artur Musil seinen ehemaligen Zahlmeister.

»Mensch!« sagte er freudig überrascht, »Sie hätte ich ja nun am wenigsten erwartet! Bitte, treten Sie näher!«

Man sah Musils breitem, ein wenig feistem Gesicht deutlich an, daß er Hagen am liebsten seine kräftige, behaarte Pranke auf die Schulter gekracht hätte.

Dafür schob und stieß er Hagen durch den dunklen Flur in sein »Herrenzimmer«, sichtlich stolz auf diese funkelnagelneue eichene Pracht.

Hagen ließ sich in einen der beiden Lehnsessel fallen und erklärte leichthin: »Ich hatte in der Gegend zu tun, und da dachte ich, muß doch wieder mal nachsehen, was der alte Kumpan Musil noch so tut.«

Musil kramte schnaufend in dem untersten Fach seines Schreibtisches und zog eine unansehnliche Flasche ohne Etikett heraus.

»Die letzte Flasche Kognak«, verkündete er feierlich, »aus unserem Lager!«

»Ich denke«, Hagen lachte, »die letzte Flasche haben wir getrunken, als ich im vorigen Jahr hier war?«

Während Musil Gläser herbeizauberte und die goldbraune Flüssigkeit eingoß, gab er zu: »Kann sein, kann sein. Dies hier ist aber die aller-allerletzte!«

Er hielt sein Glas dem Gast entgegen und senkte die Stimme zum traurigen Flüstern: »Unser letzter echter Kognak!«

»Prost!« sagte Hagen, und beide hoben mit jenen ruckweisen Bewegungen, die so schwer zu erlernen sind und die einem richtigen preußischen Leutnant sozusagen eingeboren werden, die Gläser, stürzten ihren Inhalt hinunter, machten sich gegenseitig die Andeutung einer Verbeugung und führten die Gläser in der vorgeschriebenen Weise – eine Handbreit vor der Brust – zurück auf den Tisch.

»Ein Tropfen, Musil«, seufzte völlig unmilitärisch der gewesene Zahlmeister und jetzige Kaufmann Hans Hagen, »ein Tropfen – und eine schöne Zeit!«

Musil seufzte ebenfalls und goß erneut ein. Dann aber winkte Hagen energisch ab. »Mein Wagen«, sagte er.

Sie verloren sich in Erinnerungen an jene Zeit, da sie Zahlmeister und Feldwebel in einer Intendantur waren ud lebten wie – wie Zahlmeister im Kriege.

Schließlich kamen sie auch auf ihre kaufmännischen Erfolge der letzten Jahre zu sprechen und verheimlichten voreinander nicht, daß sie mit ihrem Geschäft sehr wohl zufrieden waren, ebenso wie sie aus ihrem Herzen keine Mördergrube machten in der Einschätzung der heutigen Zeit.

Als eine kleine Pause eintrat, zwinkerte Musil

seinem Gast vertraulich zu und fragte: »Haben Sie Ihre Jugendsünde gefunden?«

Hagen rückte ein wenig ab und sagte steif: »Ich verstehe Sie nicht.«

Er dachte: Bleibt immer ein ungehobelter Feldwebel, der Mann.

Musil lachte halblaut. »Das Mädchen«, meinte er grinsend, »nach dem ich mich einmal habe erkundigen sollen . . .«

»Ach ja«, Hagen tat, als entsänne er sich, »meines Bruders uneheliches Kind . . .«

». . . das doch sicher Sie in die Welt gesetzt haben«, ergänzte Musil.

Hagen räusperte sich und erklärte: »Erstens, mein lieber Musil, handelt es sich tatsächlich um meines Bruders Kind, und zweitens hat es sich nach dem Kriege herausgestellt, daß wir bei diesem Mädchen auf falscher Fährte herumtappten. Und drittens«, sagte er und lächelte, »damit Sie sich völlig beruhigen: Habe mir einen Lehrling angeschaut. War aber nichts los mit dem Mädel. Leider.«

Musil, dem die andere Geschichte nun doch peinlich war, hakte hier ein. »Haben Sie noch eine Lehrstelle frei?«

»Sogar mit Familienanschluß«, antwortete Hagen.

Hier wurde ihre Unterhaltung abgebrochen, weil die Frau und die Kinder nach Hause kamen.

Die Frau gefiel Hagen nicht so recht. Einigen ihrer wenigen Bemerkungen mußte er entnehmen, daß sie andere, weniger angenehme Erinnerungen an den Krieg hatte und auch keine besondere Sympathie für Zahlmeister im allgemeinen hegte.

Mehr Beachtung wert erschien ihm Musils älteste Tochter, ein sechzehnjähriges frisches Mädel.

Hier kam Hagen ein guter Gedanke: Dieses Mädchen, Erika hieß sie, wäre genau der richtige Ersatz für das seiner Frau davongelaufene Dienstmädchen – an Stelle von Christa.

»Ein ausgezeichneter Gedanke!« lobte er sich selbst.

Musil schickte seine Familie ins Wohnzimmer. Dann fragte er: »Wie gefällt Ihnen die Erika?«

»Nett«, sagte Hagen.

»Ich brauche sie an sich daheim«, erklärte der Dorfkaufmann, »das Geschäft floriert. Besser wäre es allerdings, wenn sie in eine richtige Lehre käme.«

»Besser wäre es.« Hagen nickte. »Bei mir, sehen Sie, Familienanschluß – da kommt's vor, daß man auch mal im Haushalt zupacken muß.«

»Wenn sie dabei einen gepflegten Haushalt von innen sieht«, erklärte Musil mit Nachdruck, »so ist das gerade das richtige für das Mädchen.«

Hagen hatte Bedenken, was Musils Frau dazu meinen würde.

Musil winkte geringschätzig ab.

»Bestimmen tu ich!« versicherte er, glaubhaft im Ton wie in Gebärde.

Wenig später begann Hagen vom Aufbruch zu reden.

»Anna!« schrie der Gemischtwarenhändler. »Koch uns einen Kaffee! Aber einen anständigen, verstehst du!«

Nach dem Kaffee begleitete Musil den Inhaber des Hauses Haplu zum Auto; sie drückten sich noch einmal die Hand, beide höchst zufrieden. –

Hagens gute Laune schwand, je näher er seinem Haus kam. Als die Haustür hinter ihm einschnappte, befahl er sich selbst, lustig zu sein, und stieg pfeifend die Treppe zum ersten Stock hoch. Noch bevor er den Schlüssel ins Schloß stieß, hörte er die Zwillinge laut und zornig plärren.

Als er in den Korridor trat, kam seine Frau mit zwei Milchflaschen aus der Küche.

»Hast du die Göre nicht mit?« fuhr sie ihn an.

»Guten Abend, Mäuschen«, grüßte Hagen artig und hauchte einen Kuß auf die Wange, die ihm unwillig dargeboten wurde.

»Morgen«, befahl sie, »widerrufst du den Dauerauftrag bei der Bank! Keinen roten Heller mehr kriegen diese Leute!«

»Da bin ich ganz deiner Meinung, Mäuschen«, beeilte er sich ihr beizupflichten. Ich werde schon eine andere Möglichkeit finden, dachte er, Christa ein Taschengeld zu schicken.

Er öffnete ihr das Wohnzimmer, wo die Zwillinge, jeder in einer Sofaecke, krebsrot lagen und aus vollen Lungen schrien.

»Aber ein Dienstmädchen habe ich trotzdem für dich, Maus«, erklärte er und erzählte ihr von Pannewitz, der Gemischtwarenhandlung, dem ehemaligen Feldwebel und seiner Tochter Erika.

Die Frau ließ sich dadurch ein wenig versöhnen, und da auch Gunter und Gernot gierig an ihren Flaschen sogen, hielt der Kaufmann den Tag für gerettet und erbot sich, das Abendbrot vorzubereiten.

Als die Zwillinge satt und zufrieden in ihren Körben schliefen, setzten sich Hagen und seine Frau an den

Abendbrottisch. Er erzählte ihr dabei von seinem Besuch im Hegerhaus. Die ganze Geschichte stellte er so dar, als hätten die Hegersleute Christa aufgehetzt und eingeschüchtert, allerdings verheimlichte er auch nicht, daß Christa selbst nicht hatte mitfahren wollen.

Ihn, sagte er, habe der Alte sogar bedroht.

Er erreichte durch seine Darstellung, was er hatte erreichen wollen: Greta Hagens Zorn wandte sich von ihm und auch von Christa ab gegen die Hegersleute.

Sie empfand deren Weigerung, das Mädchen herzugeben, als eine persönliche Beleidigung, die um so schwerer wog, weil sie ihr, Greta, von einem Waldarbeiter und seiner Frau widerfuhr.

Hagen schürte ihren Zorn gegen diese Leute und schloß: »Glaub mir, Maus, es ist am besten, wir kümmern uns nicht mehr um das Gör. Du würdest keine reine Freude an ihr haben, sie ist widerspenstig, störrisch und hat ihren eigenen Kopf.«

Greta dachte nicht daran. »Nun gerade!« sagte sie. »Den Leuten werden wir's zeigen! Und der Göre auch! Was die sich einbildet!« Es ging ihr nicht mehr nur um das billige Dienstmädchen Christa, es ging ihr auch darum, den beiden Alten ihr Kind wegzunehmen.

»Ruf den Johst an!« befahl sie.

Der Kaufmann griff zum Telefon und rief den Rechtsanwalt Dr. Johst an. »'n Abend, Doktor«, sprach er in die Muschel. »Hast du Zeit und Lust, mit uns beiden eine Flasche Wein zu trinken?«

Der Rechtsanwalt hatte beides. Er versprach, in einer halben Stunde zu kommen.

Dr. Johst war seit ihrer gemeinsamen Realschulzeit Hagens bester Freund.

»Ich habe noch eine Flasche Mosel im Keller«, sagte der Kaufmann. »Was meinst du, Mäuschen?«

»Die heb mal lieber für uns auf«, entschied sie.

Er nickte und holte eine Flasche Lößnitzwein herauf. Da klingelte es auch schon unten.

Dr. Johst kam.

»Blühend, jeden Tag blühender«, krähte er mit hoher Fistelstimme und streifte mit seinem borstigen Schnurrbart Gretas Handrücken.

Er ließ sich aus seinem Mäntelchen – er war verwachsen und reichte Greta gerade bis zur Schulter – helfen, erzählte gleich noch im Korridor den letzten unanständigen Witz und fragte, nachdem die beiden pflichtschuldig gelacht hatten: »Apropos, was machen Gunter und Gernot, meine beiden Patenbuben?«

Diesen Satz vergaß er nie zu sagen.

»Sie schlafen«, entgegnete Greta.

Johst liebte Stabreime ganz ungemein, und da er ein ausgeprägtes Sächsisch sprach, fiel es ihm nicht schwer, solche zu finden. »Aha«, sagte er, »schlafen schon und schnarchen schön.«

Er meckerte und trat in das Wohnzimmer.

Nach dem ersten Glas Wein lehnte er sich in seinem Sessel weit zurück, kniff ein Auge zu – was ihm seiner Meinung nach ein besonders scharfsinniges Gesicht verlieh – und fragte: »Sage mal, mein Sohn, sicher suchst du meinen Rat. Mach auf dein Maul, welchen Harm hast du im Herzen?«

An Hagens Stelle antwortete Greta. Sie erzählte ihm in knappen, wesentlichen Zügen Christas Geschichte und schloß: »Die Sache ist die: Wie kriegen wir die Göre her?«

Der Rechtsanwalt schwieg eine geraume Weile. Dann sagte er: »Mit Gewalt und Gericht geht's ganz und gar nicht. Zumindest«, er hob seine Stimme, »rat' ich, nicht das Recht durch den Richter zu suchen, 's könnte peinlich werden.«

Der Kaufmann schwieg betroffen, und doch fühlte er sich zugleich erleichtert; seine Frau griff nervös nach einer Zigarette.

Johst schaute vergnügt von einem zum anderen; er wurde immer lustig, wenn er andere in der Klemme sah.

Schließlich fragte er: »Ihr habt doch Geld?«

»Geld?« Greta fuhr böse überrascht hoch.

»Ja«, erklärte der Rechtsanwalt. »Mit Geld geht alles zu machen. Außerdem hat es die Eigenschaft, anziehend zu wirken. Schon gar auf so ein Mädel.«

Da die beiden nicht begriffen, was er in diesem Zusammenhang damit meinte, erläuterte er es ihnen näher.

Greta erfaßte seine Gedanken als erste.

»Geh, Schnucki«, sagte sie, »hast du nicht noch eine Flasche Mosel irgendwo versteckt? Hol sie schnell!«

Hagen lief.

Mit einem Glas Moselwein stießen sie dann auf ihren künftigen Sieg über die Hegersleute an.

Frau Greta beschloß bei sich, das Geld, das jetzt ausgegeben werden sollte, um Christa zu gewinnen, nachher auf Heller und Pfennig an dem Mädchen wieder einzusparen.

Hagen aber schmeckte der Wein gar nicht. Außerdem lief ihm ein nervöses Kribbeln über die Haut.

Er ging ins Bad und wusch sich die Hände.

Christas Leistungen in der Schule stiegen seit der Kirmes sprunghaft an.

Sie saß mit großen, aufmerksamen Augen auf ihrem Platz, still und ohne sich zu rühren. Sie hob nie die Hand, um sich zu einer Antwort oder zur Lösung einer mathematischen Aufgabe an der Wandtafel zu melden. Wurde sie aber aufgerufen, stand sie auf und antwortete knapp und klar. Mußte sie an die Tafel, rechnete oder zeichnete sie, als sei sie allein im Raum, und machte nicht den geringsten Versuch sich umzudrehen, um auf den Gesichtern der anderen abzulesen, ob sie auf dem rechten Wege zur Lösung der Aufgabe sei. War sie fertig, blieb sie ruhig vor der Tafel stehen und hörte aufmerksam den Erklärungen des Lehrers zu. Lobte er sie, nahm sie das Lob ohne ein Lächeln hin.

In der Pause saß oder stand sie unter den anderen Mädchen der Klasse, mischte sich aber von selbst nie in ihre Gespräche. Oft, wenn sie durcheinanderlachten und Unsinn trieben, zogen sich Christas Augenbrauen über der Nasenwurzel zusammen, ihre Augen verschleierten sich, als ob sie etwas schmerze, und dann geschah es wohl auch, daß sie sich aus dem Kreis der Mitschülerinnen stahl.

In den ersten Tagen bestürmten die Mädchen sie: »Was ist los? Was hast du?«

»Nichts habe ich«, entgegnete Christa und schüttelte den Kopf.

»Liebeskummer hast du!« behaupteten die Mädchen, manche lachend, manche mitleidig.

»Nein«, sagte Christa. Mehr war von ihr nicht zu erfahren.

Nach der ersten Übungsstunde des Schulchors, in dem Christa seit einem halben Jahr mitsang, kam sie zum Chorleiter und erklärte: »Ich möchte nicht mehr im Chor bleiben. Ich bekomme immer Halsschmerzen.«

Der Chorleiter, ein alter Lehrer, den alle Schüler gern mochten, sah Christa prüfend an und entschied dann: »Es ist gut. Wenn es besser wird«, er lächelte dabei ein bißchen, »mit dem Hals, meine ich, kommst du halt wieder zu uns.«

Der Lehrer wußte ganz genau, daß es nicht der Hals war, sondern das Herz, das Christa weh tat. Schon manches Mädchen hatte ihren Kummer verraten bei dem Lied, das der Chor eben einstudierte – die traurigsüße alte Volksweise vom verlassenen Mädchen.

Der Chorleiter war gleichzeitig Klassenlehrer von Christas Klasse, in der er Deutsch unterrichtete.

Einige Tage nach jener Übungsstunde des Chors ließ er einen Aufsatz über das Thema »Die Kirmes« schreiben. Zwei Stunden hatten die Schüler Zeit.

Die erste halbe Stunde saß Christa unbeweglich vor ihrem Heft, nur die Überschrift hatte sie hingeschrieben.

Dann begann sie und lieferte am Ende sechs volle Seiten ab.

Höchst erstaunt las der Lehrer, als er ihr Heft aufschlug, unter der Überschrift den einen Satz: »Ich kann von der Kirmes nicht schreiben.«

Darunter hatte sie eine neue Überschrift – ihr selbstgewähltes Thema – gesetzt: »Der Herbst.«

Der Aufsatz war gut und flüssig geschrieben. Nur erschien darin der Herbst als eine todtraurige Jahreszeit, worin alles Lichte starb und verging.

Nachdem der alte Lehrer längst schon sein »Gut« unter Christas Aufsatz gesetzt hatte, saß er noch immer vor dem aufgeschlagenen Heft, grübelnd, wie er dem Kind in seinem Herzeleid helfen könnte.

Schließlich nahm er das Mädchen in der Pause beiseite und sagte: »Ich habe dir ein ‚Gut' gegeben, Christel, obwohl . . .«

Christa schaute ihn offen an, der Lehrer unterbrach sich, und sie flüsterte: »Ich möchte nicht mehr auf der Schule bleiben.«

Der Lehrer war so überrascht, daß er vergaß, was er noch hatte sagen wollen.

»Unsinn!« meinte er streng und schickte sie weg.

An seinem nächsten freien Vormittag zog er einen alten Manchesteranzug und Stiefel an, nahm einen Korb und setzte sich aufs Fahrrad.

Am Hegerhaus sprang er vom Rad und rief über den Zaun: »Morgen, Mutter Lensch! Kann ich mein Rad bei euch einstellen? Ich will mal sehen, daß ich mir noch einen Korb Grünlinge zusammensuche.«

Mutter Lensch, die im Garten Möhren aus dem Beet zog, wischte schnell die erdigen Hände an der Schürze ab und reichte ihm einen Finger der rechten Hand zum Gruß.

Er nahm die ganze Hand und schüttelte sie herzlich. Sie kannten sich gut aus der Zeit, als der Lehrer noch den Dorfchor leitete und Marta Lensch eine seiner treuesten Sängerinnen war. Das lag allerdings schon mehr als zwanzig Jahre zurück.

»Wollen Sie nicht eine Tasse Kaffee trinken?« fragte sie.

»Ach«, meinte er, nahm die Sportmütze vom Kopf

und fuhr sich mit einem großen bunten Taschentuch über den wie glattpolierten kahlen Schädel – mehr aus Gewohnheit, als daß es notwendig gewesen wäre. »'ne Tasse Kaffee schadet nie etwas.«

Während Mutter Lensch ihr sorgsam gehütetes Bohnenkaffeebüchschen aus dem Küchenschrank hervorkramte, das Wasser aufsetzte und, die quietschende Mühle zwischen den Knien, den Kaffee mahlte, saß er bei ihr in der Küche.

Sie kamen auf die schönen Feste zu sprechen, zu denen dazumal ihr Chor jährlich zweimal die ganze Umgebung eingeladen hatte, und lachten Tränen in der Erinnerung an jenen unvergeßlichen gemeinsamen Ausflug in den Spreewald, wo der Dirigent, drei Bässe, ein Tenor und einige Soprane ein höchst unfreiwilliges Bad genommen hatten, als der dicke Maurer Kocht unversehens seinen Platz wechselte und den flachen Kahn zum Kippen brachte.

Dann nahm der Lehrer das Kännchen und die Frau die Tassen, und in der Stube tranken sie den Kaffee.

Sie erzählten sich, fragten sich gegenseitig aus nach diesem und jenem, berichtigten lächelnd, aber hartnäckig einander in Geschehnissen und Menschendingen, die sie verschieden im Gedächtnis behalten hatten, und langten schließlich doch bei der Gegenwart an.

So ganz beiläufig erwähnte der alte Lehrer Christa, sprach von ihrem ernsten Eifer in der Schule und der seltsamen Verschlossenheit, die das Mädchen in jüngster Zeit befallen habe.

»Ja, ja«, seufzte Mutter Lensch, »es ist da wohl etwas gewesen. Daheim ist es nicht anders mit ihr als in der Schule. Sie ist brav und gutwillig, aber redet wenig,

lacht und singt überhaupt nicht mehr. Und abends brennt oft bis in die halbe Nacht das Licht in ihrer Kammer. Und dabei ist sie doch noch ein halbes Kind!«

Sie erzählten sich, was sie sonst noch von ihr wußten, was sie ahnten, und reimten sich die mutmaßliche Wahrheit zusammen.

Sie wurden sich einig, daß man ihr helfen müßte, wußten aber beide nicht recht, wie das zu geschehen hätte.

Vielleicht sollte sie einmal sonnabends oder sonntags nach Dresden fahren, ins Theater, schlug der Lehrer vor. Er habe Verwandte dort, die er bitten könnte, sich des Mädchens anzunehmen.

Mutter Lensch hieß solchen Plan gut, meinte aber lächelnd, Liebeskummer sei eine Krankheit wie Masern, die jeden anfiele, früher oder später, aber sterben täte wohl niemand daran.

Schließlich schaute der Lehrer ganz entsetzt seine Uhr an: Er mußte schnurstracks zurück, wollte er noch zu der einen Stunde zurechtkommen, der letzten am Vormittag, die er zu geben hatte.

Sie verabschiedeten sich so eilig, daß das Pilzkörbchen vergessen stehenblieb.

Mutter Lensch machte sich Vorwürfe, den Lehrer von den Grünlingen abgehalten zu haben. Freilich konnte sie nicht ahnen, daß er es überhaupt nicht übers Herz brachte, die aus dem Grün und Braun des Waldbodens blinzelnden Pilze abzubrechen. Er war darin ein Sonderling bis zu dem Maße, daß er böse und wild wurde, wenn jemand einen leuchtendroten jungen Fliegenpilz zertrat.

XII. KAPITEL

Aus Christas Tagebuch:

23. 10.

Heute ist wieder Sonntag. Es ist der sechste seit damals. Am liebsten möchte ich sonntags auch in die Schule gehen.

Vormittags kam Marianne her. Ich habe sie von weitem gesehen und bin gleich in den Wald.

Ich will nicht mit ihr sprechen. Sie ist falsch und treulos, und ich habe gedacht, daß sie meine Freundin ist.

Es ist am besten, wenn man allein ist. Dann kann einen niemand betrügen.

In Mathematik habe ich gestern eine Eins bekommen.

Früher sind die Mädchen ins Kloster gegangen. Ich glaube nicht, daß das hilft. Ich könnte es auch gar nicht.

Der Mond scheint ganz hell. Vielleicht gibt es bald Mondraketen. Ich würde mitfliegen.

24. 10.

Ich habe mir eine neue Haarspange gekauft im Konsum, wo Peters Schwester ist. Sie hat 1,85 DM gekostet. Peter ist am Sonntag im Dorf gewesen. Marianne hat sich verlobt. Ihr Freund ist Flieger.

Warum Peter da auch hingegangen ist . . .

Den hat Marianne auch betrogen. Aber nun ist das

zu spät. Ich habe ein Buch gelesen von einer Wüstenexpedition. Es hat mir sehr gut gefallen.

Ich glaube, ich könnte auch in der Wüste leben.

27. 10.

Heute habe ich einen Brief in die Schule bekommen. Er ist von der Frau meines Vaters. Sie hat eine komische Schrift, ganz große Buchstaben, nur sechs Zeilen auf einer Seite. Eigentlich sieht das ganz nett aus.

In dem Brief waren eine Fahrkarte nach Dresden, hin und zurück, eine Eintrittskarte für das Theater und zehn Mark. Sie spielen »Romeo und Julia« von Shakespeare. Das werden wir auch in der Schule lesen.

Ich habe den Brief Mutter gegeben. Sie hat gesagt, ich soll fahren. Ich weiß nicht, ob ich Lust habe.

Ein Junge aus unserer Klasse hat erzählt, daß Peter zu ihrer Kirmes überhaupt nicht getanzt hat. Der Junge ist auch aus Pannewitz.

Ich gehe auch nicht mehr tanzen.

Heute hat Lena geschrieben. Sie wird im Januar kommen. Dann werde ich endlich mehr über Mutti erfahren. Meinen Vater mag ich nicht fragen, er denkt ja gar nicht mehr an sie. Ein Bild von Mutti hat er mir auch noch nicht geschickt, obwohl er weiß, daß ich es so gern haben möchte.

30. 10.

Papa und seine Frau waren auch im Theater. Wir haben nebeneinander gesessen.

Das Theater war wunderbar. Ich habe viel weinen müssen, obwohl ich nicht wollte.

Manchmal sind sich Menschen treu, aber sie werden trotzdem unglücklich, weil andere ihnen die Liebe nicht gönnen.

Wenn Peter das Stück sehen würde, denke ich, es würde ihm leid tun.

Papa hat mir noch eine Mark gegeben, damit ich mir das Stück kaufe, als Reclam-Heft. Die Szene, wo Romeo am Morgen von Julia weggeht, werde ich auswendig lernen. Sie ist die schönste.

Nach dem Theater haben wir zusammen in einem Hotel gegessen. Es war sehr vornehm dort, und auf jedem Tisch haben Blumen gestanden. Wir haben auch Wein getrunken. Aber der war sauer, die anderen haben gesagt, er sei sehr gut. Ich habe mein ganzes Glas ausgetrunken, damit die nicht denken, ich bin dumm.

Ich glaube, Papa hat viel Geld. Seine Frau hat ein Kleid aus chinesischer Seide angehabt und drei Ringe an den Fingern. Das Kleid hat ihr gut gepaßt. Mein Kleid hat sie sehr gelobt.

Sie hat auch gesagt, ich soll mir die Haare nicht abschneiden lassen. Sie will einmal zu ihrem Friseur mit mir gehen, der soll dann sagen, wie ich es am besten tragen soll. Sie sagte, ich habe sehr schönes Haar.

Sie ist auch lustig. Wir haben dann richtig zusammen gelacht.

Papa wollte mich auf den Bahnhof bringen. Aber sie hat gesagt, er soll mich mit dem Auto heimfahren. Unterwegs haben wir beinahe ein Häschen totgefahren. Gott sei Dank ist es noch ausgerissen.

In vierzehn Tagen gehen wir vielleicht wieder ins Theater.

Ich glaube, ich habe Papa Unrecht getan.

Ich denke, er spricht deswegen nicht gern über Mutti, weil es ihn traurig macht.

31. 10.

Mutter hat mich gefragt, wie es gewesen ist. Ich habe ihr alles erzählt. Bloß von dem Wein nicht. Mutter will nicht, daß ich Wein trinke oder Likör.

Ich glaube, sie ist nicht sehr froh, daß Papa und seine Frau auch dort waren. Aber er ist doch nun einmal mein Vater. Seine Frau ist wirklich gut. Und das Theater war doch herrlich.

Ich denke, das versteht Mutter nicht. Ich habe ihr aus dem Reclam-Heft vorgelesen, Vater war auch da. Er ist dabei eingeschlafen. Das ist richtig gemein. Wo ich die schönsten Szenen vorgelesen habe!

7. 11.

Ich habe heute wieder einen Brief in die Schule bekommen. Erst hab' ich einen mächtigen Schreck gekriegt, weil ich geglaubt habe, er ist von Peter.

Das war natürlich dumm von mir, denn erstens hat Peter ja immer nach Hause geschrieben, und zweitens schreibt er mir sowieso nicht mehr. Ich will auch gar keine Briefe mehr von ihm haben.

Liska, die neben mir in der Klasse sitzt, hat erzählt, daß sie einen Onkel hat, der schon älter ist, einunddreißig oder zweiunddreißig Jahre; der heiratet nicht, weil er ein Mädchen liebt, das ihn erst auch geliebt hat, dann aber nach Berlin gezogen ist. Sie schreibt ihm überhaupt nicht, aber er liebt sie trotzdem. Er schreibt ihr auch nicht. Aber ihr Foto hat er immer in seiner Brieftasche.

Ich werde einmal zum Fotografen gehen. Peter hat Bilder von mir gemacht, da war der Rehbock noch da.

Den Brief hat wieder die Frau von meinem Vater geschrieben. Ich soll Sonnabend gleich nach der Schule nach Dresden kommen.

Damit wir noch zum Friseur gehen können. Ich soll den Brief lieber nicht daheim zeigen, weil sie mich vielleicht nicht zum Friseur lassen.

Ich weiß nicht, was ich machen soll.

8. 11.

Ich habe den Brief noch nicht gezeigt. Heute haben sie sehr mit mir geschimpft. Auf dem Felde haben wir noch Wasserrüben. Mutter hat Rückenschmerzen, und Vater hat gesagt, ich soll die Rüben vom Feld holen. Aber ich muß doch Schularbeiten machen. Die Frau von meinem Vater hat gesagt, daß ich schöne Hände habe. Ich denke ja, sie sind zu lang. Sie hat auch gesagt, ich soll aufpassen, daß ich sie mir nicht verderbe. Und wenn man Wasserrüben zieht, da bekommt man Hände, die kriegt man so schnell nicht wieder sauber.

Vormittags hat es geregnet, aber jetzt friert es ein bißchen. Ein Futterkorb Rüben war's bloß. Und nun liegt Mutter im Bett, und der Rücken tut ihr sehr weh. Wegen der paar Rüben wäre unsere Kuh auch nicht verhungert.

Aber sie tun, als ob ich dran schuld wäre. Das ist ungerecht. Richtig gemein ungerecht ist das. Wo ich doch gar nicht wissen konnte, daß Mutter hingeht und die Rüben heimholt. Ich hätte sie bestimmt nicht gehen lassen. Als sie gesagt hat, da müsse eben sie gehen, habe ich gedacht, sie sagt das bloß so, damit ich doch gehe.

Wenn die Menschen nicht so ungerecht wären, dann wäre alles überhaupt viel schöner.

10. 11.

Es ist komisch: Heute habe ich wieder eine Eintrittskarte geschenkt bekommen, und zwar für ein Konzert des Kreuzchors in Dresden. Das Konzert ist am Sonnabend. Die Karte habe ich vom Klassenlehrer. Ich kann dann bei seinen Verwandten übernachten.

Ich habe das Mutter erzählt. Sie hat mir noch Geld gegeben und gesagt, wenn es mir gefällt, kann ich den ganzen Sonntag dort bleiben.

Der Klassenlehrer ist wirklich lieb. Es tut mir leid, daß ich ihn beschwindeln muß. Aber vielleicht gehe ich doch in das Konzert. Von dem anderen Brief brauch' ich ja nun nichts mehr zu verraten.

XIII. KAPITEL

Als Christa am Sonnabendnachmittag in ihrem besten Kleid, im dunklen Wollmäntelchen, eine hellbraune Baskenmütze auf dem Kopf, im Dresden-Neustädter Bahnhof die Treppe vom Bahnsteig zur Sperre hinunterschritt, war ihr nicht ganz wohl zumute.

Greta Hagen, die sie in der Halle erwartete, begrüßte sie herzlich und führte sie zur Straßenbahnhaltestelle.

Erst in der Bahn, nach einem erneuten prüfenden Blick auf das Mädchen, fragte sie: »Hast du Kummer, Christel? Haben sie dir Schwierigkeiten gemacht?«

Christa schüttelte den Kopf und erzählte von dem Konzert des Kreuzchors und den Verwandten ihres Klassenlehrers, die sie erwarteten.

»Hm«, Frau Greta überlegte, »was für Leute sind denn das?«

Eifrig kramte Christa in ihrem Lackledertäschchen und holte den Zettel hervor, den ihr der Lehrer gegeben hatte.

Erstaunt las Frau Greta den Namen eines bekannten Internisten und Chefarztes eines Krankenhauses.

Sichtlich beeindruckt murmelte sie: »Dein Lehrer hat ja eine ganz vornehme Verwandtschaft. Ein andermal«, setzte sie hinzu, »mußt du unbedingt dorthin, aber heute paßt das überhaupt nicht in unser Programm.«

Sie lächelte Christa zu. »Wir haben nämlich eine große Überraschung für dich! Außerdem sind das dort alte Leute, und du würdest dich sicher bei ihnen langweilen. Freilich, wenn du es gern willst . . .«

Christa, ganz gefangen in der Herzlichkeit der Frau, beeilte sich zu sagen: »Ich bleibe viel lieber bei euch – wenn ich darf.«

»Natürlich darfst du, Goldkind«, versicherte Greta. »Wenn du nicht eingebildet wirst, verrate ich dir sogar, daß ich mich richtig auf dich gefreut habe.«

Christa errötete vor Freude ein wenig und schwieg.

Die Kaufmannsfrau dachte: Gott, ist das Mädchen naiv! Dumm sogar! So blöd' war ich in d e m Alter bestimmt nicht!

Beim Friseur war die Ladentür schon zu. Christa schaute so erstaunt-bekümmert drein, daß Greta leise auflachte.

»Du bist ein Schaf!« sagte sie. »Der erwartet uns doch.«

Der Friseur, ein kleiner kugliger, aber behender Mann mit einem welligen Haarkranz um den blanken Schädel, begrüßte Greta freundschaftlich und nannte sie »Plummchen«.

Christa mußte sich in eine der spiegelglas- und chromblinkenden Kabinen setzen, und er löste ihr das Haar unter fortwährenden Ausrufen des Entzückens über dessen Fülle, Länge, seidene Weichheit und Farbe.

»Die Modefarbe!« schwärmte er. »Absolut die Modefarbe, wenn wir ihr hier und da noch ein paar Tupfen Licht draufgeben!«

Christa überwand ihre anfängliche Scheu und betrachtete sich stumm und in noch befangener Freude in dem riesigen, fleckenlos polierten Spiegel.

Der kuglige Meister hüpfte hin und her, sprach mit sich selbst »... das ginge vielleicht ...«, verwarf auch diesen Gedanken wieder, wandte sich zwischendurch an Frau Greta: »Oh, Plummchen, was hätten wir aus dir gemacht, hättest *du* dieses Prachthaar!«

»Danke!« sagte sie kühl. »*Die* Arbeit möchte ich nicht haben!« Schließlich behauptete der Meister, die Frisur müßte ganz einfach sein, sie müsse ja zu dem, er verneigte sich leicht vor dem Spiegelbild Christas, schönen ruhigen Gesicht passen, ja sie müsse so einfach sein, daß das schöne Fräulein – er sagte wirklich so, und Christa errötete erneut – selbst mit ihr zu Rande käme.

»Einfach, ja«, schwärmte er, »aber schön einfach, wunderbar einfach, phänomenal einfach!«

Er geriet in gelinde Entzückung, behauptete, das

sei einmal eine Aufgabe für einen wirklichen Haarkünstler, versank danach urplötzlich in abwesendes Brüten, bis die Erleuchtung jählings über ihn hereinbrach.

In fliegender Hast teilte er das Haar, schnitt da ein wenig ab und dort ein wenig, steckte hier eine Klammer ein und dort eine, flocht zwei dicke, gleichmäßige Zöpfe, führte sie locker von der Mitte des Nackens aus zum Scheitel, wo er die Zopfenden in die duftigen Stirnlocken hinein- und wegzauberte, riß irgendwelche Schübe auf, brachte ein zwei Finger breites schwarzes Samtband herzu, band in einer kunstvollen Schleife die beiden lockeren Zöpfe im Nacken zusammen, zupfte noch einmal links ein bißchen, rechts ein bißchen und trat aufatmend zurück.

Greta Hagen gab laut ihrer Bewunderung Ausdruck. Sie dachte, neidisch und wirklich verwundert: Die Göre ist tatsächlich hübsch.

Christa starrte durch halbgesenkte Lider ihr Spiegelbild an. Zum erstenmal wurde es ihr voll bewußt, daß sie schön war. In diesem Augenblick fuhr draußen der grüne F 9 Hagens vor.

Frau Greta lobte abermals den Meister, dessen Eltern noch heute im Hause des alten Plumm wohnten, und sein Werk, zahlte und gab ihm die Hand.

Auch Christa sagte: »Danke schön. Auf Wiedersehen!«

Das waren die ersten Worte, die sie sprach, seitdem sie den Laden betreten hatte.

Der Kaufmann und Dr. Johst, der mit im Wagen saß, rissen die Augen auf.

»Alle Wetter!« entfuhr es dem Rechtsanwalt. »Frisch, fröhlich, erfreulich! Hoffentlich nicht fromm!«

Christa grüßte artig und verlegen und erfuhr, daß der Rechtsanwalt Dr. Johst ein guter Freund der Familie sei ...

»Auch ihr Freund, mein feines Fräulein!« setzte Johst meckernd hinzu.

Greta Hagen bemerkte, Christa habe eine Konzertkarte, und es sei notwendig, bei den Arztleuten, die das Mädchen erwarteten, vorbeizufahren.

Dort nahm sie die Sache selbst in die Hand.

Die Frau des Arztes öffnete. Greta stellte das Mädchen vor, erklärte, sie sei eine Verwandte, hätte Christa zufällig getroffen und nähme sie in ihre Obhut.

Die Arztfrau, zierlich, still und schon ganz ergraut, führte die beiden ins Haus zu ihrem Mann. Der Arzt, eine hohe, leicht gebeugte Gestalt mit einem mächtigen Schädel, musterte die befangen schweigende Christa mit klugen Augen, während Frau Greta redete.

Er sagte der Frau ein paar höfliche Worte und bat Christa, seinen Vetter – den Lehrer – zu grüßen und selbst ein andermal wiederzukommen, wenn sie in Dresden sei.

Als sie wieder im Wagen saßen, rief Hagen lustig aus: »Und nun: Auf nach Meißen!«

»Das ist die Überraschung für dich!« erklärte Greta, an Christa gewandt.

Sie lächelte dabei, aber es kam ihr schwer an. Dr. Johst, der sonst in altmodischer Weise ihren Kavalier zu spielen pflegte, hatte heute nicht nur zum erstenmal vergessen, ihr zu sagen: »Blühend, jeden Tag blühender!«, sondern drehte sich jetzt auch halb auf seinem Sitz herum, starrte ungeniert das Mädchen an und erzählte allerlei Unsinn, um es lachen zu machen.

Während der Kaufmann am Steuer überlegte, wie er seine Frau dazu bewegen könne, Christa auch nach ihrer Übersiedlung nach Freiwald weiter auf die Oberschule gehen zu lassen, dachte Greta darüber nach, welche möglichst unpassende Frisur sie dem Mädchen aufzwingen werde, sobald es erst in ihrem Hause sei.

Christa aber lachte zu den Späßen des Anwalts und freute sich, daß alle Menschen so gut zu ihr waren.

XIV. KAPITEL

Aus Christas Tagebuch:

14. 11.

Es war herrlich! Und ich bin noch so müde. Ich gehe gleich wieder schlafen. Ich möchte dem Mond einen Kuß geben.

15. 11.

O Gott, ich muß jetzt soviel schwindeln. Mir ist richtig schlecht, wenn ich daran denke. Dr. Johst sagt, schwindeln wird nicht bestraft, bloß wenn man sich dabei erwischen läßt. Er redet überhaupt so ulkig.

Ich glaube, die feinen Leute schwindeln alle. Mama – ich nenne sie jetzt so, weil sie es alle gern gewollt haben – hat zu Papa gesagt, als Dr. Johst nicht am Tisch saß, er falle ihr heute einfach auf die Nerven. Da

kam Dr. Johst gerade wieder, und da sagte sie ihm, sie hätte soeben gesagt, daß er heute wieder einmal ein wunderbarer Gesellschafter sei.

Der hat aber vielleicht etwas gemerkt, weil er mir dann gleich, als wir zusammen getanzt haben, verraten hat, daß Mama sich die Haare färbt.

Papa hat auch geschwindelt. Da war ich sehr traurig. Das Etui ist nämlich gar nicht von meiner Mutti, das hat ihm seine Frau zur Verlobung geschenkt.

Lange konnte ich nicht traurig sein, weil wir alle sehr lustig waren. Ich habe drei Gläser Wein getrunken!

Das darf ich Mutter auch nicht sagen. Ich glaube, so richtig schwindeln, ich meine, ohne daß es einem leid tut, lerne ich nie. Ich möchte auch gar nicht mehr schwindeln.

Es war einfach furchtbar, was ich alles habe erfinden müssen, wie es in Dresden war. Und das schlimmste war die neue Frisur! Mutter gefällt sie sehr gut, aber von dem Friseur konnte ich doch nichts erzählen. Ich habe gesagt, die Frau von dem Arzt hat mir die Haare gemacht. Da habe ich mich verplappert. Ich habe gesagt: »Er ist um mich herumgehupft wie ein Zirkuspferd.« Mutter hat gefragt, wer. Da habe ich gesagt: »Nun, der Hund, den die Leute haben.« Mutter hat mir alles geglaubt. Ich glaube, schwindeln ist am schlimmsten dann, wenn einem der andere einfach glaubt, weil er nicht denkt, daß man ihn beschwindeln würde.

Ich habe Mutter eine Bonbonniere und Vater vier Zigarren mitgebracht. Neunzehn Pfennige habe ich noch von dem Geld.

Den Klassenlehrer habe ich eigentlich gar nicht

beschwindelt. Ich habe ihm die Grüße ausgerichtet, und er hat mich gefragt, wie es mir gefallen hat. Da habe ich gesagt, es war sehr schön. Aber leid tut er mir trotzdem.

In der Schule sind alle Mädel neidisch auf meine Frisur.

Auch Steffen war ganz weg. Er hat gesagt, ich sähe damit aus wie gemalt von einem Maler, den Namen habe ich vergessen, es war etwas mit Cello.

Steffen ist Porzellanmaler, er hat ganz schwarzes Haar und tanzt wunderbar. Er hat mit einem Freund am Nebentisch gesessen.

Wir haben uns geküßt. Aber das hat niemand gesehen, weil wir im Schatten vom Dom standen, wo es ganz dunkel war. Aber dann bin ich ihm weggelaufen. Ich war auf einmal überhaupt nicht mehr lustig.

Vielleicht war das vom Wein. Aber Peter hat bestimmt auch Marianne geküßt.

Sie ist nicht mehr verlobt. Sie ist am Sonnabend und Sonntag mit einem anderen nach Leipzig gefahren. Ihr Verlobter, der sonst in Kottbus ist, war auch gerade in Leipzig. Da soll er ihr den Ring vor die Füße geworfen haben, erzählen die Leute.

Die Frau von meinem Vater – das heißt Mama – hat sicher etwas von Steffen gemerkt. Als wir dann wieder in die Stadt hinuntergegangen sind – wo wir getanzt haben, das war oben bei der Albrechtsburg –, ist sie mit Papa und Dr. Johst vorausgegangen. Aber ich habe mich nicht mehr küssen lassen.

Wenn man sich küssen läßt und liebt den anderen nicht, glaube ich, ist das so gut wie Lüge. Ohne Liebe darf man nicht küssen.

Marianne küßt viele, sie will jeden haben, der ihr gefällt. Deswegen hat sie mir Peter weggenommen. Aber dann hat sie gar keinen.

Wenn man sich richtig liebt, so wie Romeo und Julia, dann darf man sich küssen. Und alles. Aber ich denke, man muß lange warten, bis man ganz genau weiß, daß man sich so liebt.

Steffen liebe ich nicht, das weiß ich genau.

Im Hotel habe ich für mich ganz allein ein Zimmer gehabt. Wenn ich Papier gehabt hätte, hätte ich vielleicht einen Brief geschrieben. Bloß so, für mich. Abgeschickt hätte ich ihn aber nicht, weil Peter sonst denkt, ich laufe ihm nach.

Am nächsten Tag haben wir den Dom besichtigt, die Burg und die Manufaktur. Der Tag war weg wie nichts.

Daheim ist es jetzt sehr langweilig. Vater und Mutter verstehen ja nichts von dem, worüber ich mich gern unterhalten würde.

Mama hat gesagt, wir wohnten dort, wo sich »die Füchse gute Nacht« sagen. Aber ich kann ja auch nichts dafür, daß ich hier gebor– hier aufgewachsen bin!

Heute haben wir eine Mathematikarbeit geschrieben. Ich bin bestimmt hineingerasselt.

Wenn ich bloß wüßte, wo ich mein Nachthemd, das mir Mama geschenkt hat, verstecken könnte!

Mir ist kalt. In Freiwald haben sie Zentralheizung. Die haben's gut.

XV. KAPITEL

Es war der letzte Novembersonntag. Unbeweglich starrten die kahlen Äste der Ahornbäume vor Peters Fenster in den tristen grauen Himmel. Der dicke Nebel fror in feinen Eiskristallen an den Zweigen fest.

Peter saß auf dem riesigen dunkelgrünen Plüschsofa, vergraben in die Bücher und Hefte, die er vor sich auf dem Tisch liegen hatte.

Den Rock hatte er ausgezogen, so warm war es im Zimmer. Seine Wirtin hatte gehörig in seinen Kohlenvorrat gelangt.

Draußen schrillte die Türklingel. Gleich darauf klopfte es an Peters Tür, und Erich Kiesewetter, den alle im Lehrgang »Dunnerwetter« nannten, trat herein.

»Dunnerwetter!« sagte Dunnerwetter zur Begrüßung. »Hockt er wieder da und büffelt! Du willst wohl gleich von der Bank weg Oberförster werden, was?«

»Nee, Forstmeister«, entgegnete Peter ruhig und legte den Bleistift hin. »Hau dich auf den Stuhl.«

Dunnerwetter war einer der besten Schüler des Lehrganges, obwohl er anscheinend nie lernte und von sich behauptete, er sei »das faulste Dunnerwetter, das man je in Tharandt gehabt hat...«

Er hatte keine Lust, sich zu setzen.

»Mich zieht's hinaus in den Wald und auf die Heide«, erklärte er. »Ich meine, ich möchte tanzen gehen. Komm mit!«

»Nee«, Peter griff wieder nach seinem Stift, »ich muß pauken.«

»Quatsch!« sagte Dunnerwetter. »Du mußt gar nicht. Du willst bloß. Weil du nämlich nicht mit mir tanzen gehen willst. – Schade«, meinte er plötzlich.

»Was ist schade?«

»Daß du nicht Josef heißt. Keusche Petrusse gibt es nicht als Sprichwort«, spottete Dunnerwetter mit ernster Miene.

»Ich habe wirklich keine Lust zum Tanzen«, murmelte Peter, ein wenig betroffen.

Dunnerwetter trat vor Peters Schreibtisch, der in der Ecke am Fenster stand, eine winzige Schreibfläche und dreiundzwanzig Schübe und Fächer besaß. In der Mitte zwischen den Fächern war eine Art Nische eingebaut. In dieser Nische stand ein Foto. Gleich mußte Dunnerwetter das Foto entdecken.

Peter versuchte ihn abzulenken. »Du, kommst du hier klar, schau mal . . .«

Aber Dunnerwetter hatte das Bildchen schon erspäht.

»Moment«, sagte er und nahm es in die Hand. »Dunnerwetter!«

»Habe ich als Kitz gefangen«, erklärte Peter eifrig.

»Wann war denn das?«

»Vor zweieinhalb Jahren«, entgegnete Peter, »und . . .«

Dunnerwetter unterbrach ihn: »Muß sich ja inzwischen zu einer schönen Ricke ausgewachsen haben!«

»'s ist ja ein Bock!«

»Mensch!« Dunnerwetter drehte sich ganz herum und sah Peter strafend an. »Ich bin zwar das faulste Dunnerwetter, aber daß ich auch das dümmste bin, hat noch niemand behauptet! Das Mädchen meine ich, du scheinheiliger Sankt Florian! Wie heißt sie?«

»Christa«, antwortete Peter brav. »Stell's wieder hin, Dunnerwetter.«

Der schaute es noch einmal genau an und stellte es dann sorgsam wieder in die Nische.

»Hm«, machte er nachdenklich, trat an den Tisch und nahm plötzlich Peters dicke »Forstkunde« an sich. »Da«, sagte er, »und da, da, da!«

Triumphierend stieß sein Zeigefinger auf die zahlreichen »Ch«, die, auf alle mögliche Weise verschlungen, am Rande vieler Seiten standen.

»Quatsch«, knurrte Peter und versuchte dem Freund und Banknachbar das Buch zu entwinden.

»Mensch, Petrus«, Dunnerwetter staunte fast ehrfürchtig, »eine heimliche Liebe! Da kann ich nur sagen: Dunnerwetter!«

Peter sah, daß er ihn nicht verhöhnen wollte.

»Also gut«, sagte er. »Ich weiß selber, daß das blöd ist. Aber«, er erhob seine Stimme, »wenn du jemandem etwas erzählst, hau ich . . .«

»Halt«, unterbrach ihn Dunnerwetter. »Bin ich dein Freund, Petrus?«

»Ja.«

»Also rede nicht! Aber hauen können wir uns trotzdem. Immer bereit!« Er grinste. »Aber jetzt gehen wir tanzen. Meinethalben kannst du Limonade trinken und bloß mit der Garderobenfrau tanzen, die ist Sechzig.«

Peter wehrte sich noch immer.

Aber Dunnerwetter schlug einfach die Bücher und Hefte zu, packte sie zusammen und trug sie auf den Schreibtisch.

»Tanzen«, dozierte er dabei, »mit Garderobenfrauen, die über Sechzig sind, ist bei Liebeskummer, Nasen-

bluten und anderen ähnlichen Bauchschmerzen immer gut. Das hat mir mein letzter Oberförster jeden Tag gepredigt. Und dann hat er mit Siebenund-fünf-zig eine Neunzehnjährige geheiratet.«

Peter stand immer noch unschlüssig herum.

Dunnerwetter schob einen Stuhl in die Zimmermitte.

»Setz dich!« befahl er.

»Wozu?« Peter schaute verdutzt drein.

»Ich will dir den Bart schaben«, erklärte Dunnerwetter ernsthaft. »Denn mit solchen Stoppeln tanzt nicht einmal die Garderobenfrau mit dir!«

Peter lachte und rasierte sich gehorsam.

Als sie später in Freiwald im »Goldenen Hirsch« saßen, Dunnerwetter viel und Peter wenig tanzte, stürzte Peter plötzlich vom Tisch weg geradewegs auf ein hübsches, sehr junges Mädel zu, das eben allein in den Saal kam und sich nach einem Platz umschaute.

Dunnerwetter murmelte, als er sah, wie freudig Peter die Kleine begrüßte: »Tanz ist doch gut gegen Liebeskummer.«

Er meinte, er müsse sich schon sehr täuschen, wenn das etwa jene Christa sei.

Peter brachte das Mädchen an den Tisch, und Dunnerwetter stand auf.

»Das ist mein Freund Dunnerwetter«, stellte er vor, »und das ist Erika Musil – wir sind aus einem Dorf!«

Erika lachte, setzte sich und erzählte, daß sie schon vier Wochen hier sei, in Freiwald. Eigentlich als kaufmännischer Lehrling, in Wirklichkeit sei sie ein schlechtbezahltes Dienstmädchen.

»Mensch«, Dunnerwetter staunte, »gibt's so was auch noch?«

»Es gibt noch ganz andere Dinge!« Erika erregte sich. »In vier Wochen kann man allerhand lernen, wovon man nie eine Ahnung gehabt hat!«

Gleich aber lachte sie wieder.

Nach einer Weile sagte Dunnerwetter: »Bis jetzt habe ich immer geglaubt, Pannewitz sei ein ganz mieses Dorf. Ich habe ja«, er machte eine entschuldigende Geste, »bloß den Peter gekannt.«

»Es ist ein schönes Dorf!« verteidigte Erika ihr Pannewitz. »Nicht wahr, Peter?«

»Ich glaub's, jetzt glaube ich's«, erklärte Dunnerwetter und fügte hinzu: »Übrigens heiße ich Kiesewetter. Und Erich. Das paßt gut zu Erika.«

Erika steckte sich ein wenig Rot an und blinzelte ihm aus den Augenwinkeln zu. »Dunnerwetter ist auch schön.«

»Gut«, sagte Dunnerwetter befriedigt, »dann können wir ja tanzen.«

In der Folge tanzten Peter und er immer abwechselnd mit ihr, bis Dunnerwetter während einer Tanzpause, als Erika nicht am Tisch saß, zu Peter sagte: »Du hast doch eine heimliche Liebe, Petrus, nicht?«

Peter murmelte etwas Undeutliches, was der andere als Zustimmung auffaßte.

»Und treu bist du doch hoffentlich auch?« fragte er weiter.

Peter sagte: »Quatsch!«

Dunnerwetter nickte zufrieden. »Siehst du«, meinte er, »so einer wie du muß ja treu sein. Ich andererseits«, er sprach im traurigen Tonfall ihres Dozenten »Nonne«,

»ich habe k e i n e heimliche Liebe. Siehst du ein, Petrus, daß ich viel schlechter dran bin als du?«

Peter lachte. »Das sehe ich ein.«

»Dann ist es ja in Ordnung«, schloß Dunnerwetter und nahm einen halben Schluck Bier aus dem Glas, das für den ganzen Abend reichen mußte.

Für Peter war gar nichts in Ordnung. »Ich verstehe überhaupt nichts«, sagte er.

Dunnerwetter sah ihn ehrlich bekümmert an. »Petrus«, prophezeite er düster, »ich wahrsage dir, daß du nie Oberförster werden wirst – bei soviel Dummheit!«

»Du lachst, du trauriger Kloß«, fuhr er fort, »und begreifst nicht, daß ich dir die ganze Zeit schon erkläre, daß Erika und Erich zueinander passen wie der Hirsch zum Hochwald!«

»Ich glaub's«, bemerkte Peter trocken. »Hoffentlich glaubt es die Erika auch!«

»Meine Sorge!« knurrte Dunnerwetter und tanzte nach der Pause nur noch mit Erika.

Es wurde ein sehr schöner Abend. Das Mädchen war immer bereit zu lachen, und Dunnerwetter erzählte allerhand Schnurren und spann ein Jägerlatein – wie ein alter Oberförster. Noch vor Mitternacht verließen sie den Saal.

Peter schlenderte in guter Stimmung zur Haltestelle, um nach Hause zu fahren, während Dunnerwetter Erika heimlich begleitete. In einer tiefen Nische in dem dunklen Dornschnabel küßten sie sich und lachten selig, weil sie heftig mit den Nasen zusammengestoßen waren,

Vor der Tür des Hagenschen Hauses faßte der

Junge mit beiden Händen das Mädchen an den Ellbogen und sagte: »Ich kann von so was nicht gut reden, Erika. Aber wenn du willst, kann ich treu sein wie – wie ein Oberförster!«

Erika lächelte und rieb ihre Nasenspitze zärtlich an der seinen.

»Komm wieder«, flüsterte sie und lief ins Haus.

»Dunnerwetter«, sagte Dunnerwetter nach einer Weile zu sich selbst.

Es klang fast wie ein Schwur.

So war es auch gemeint.

XVI. KAPITEL

In der ersten Dezemberwoche überfiel der Frost, der bis dahin nur einzelne Kälteschauer vorgetrieben hatte, das Land und schlug es in einer einzigen sternenklaren Nacht in seine starren Bande. Die graublaue dünne Haut des Teiches wuchs sich zum festen Eis aus, die Pflüge mußten von den Feldern heimkehren, ohne die letzte Furche für den Winter gezogen zu haben, und nur die Eichen hielten ihr raschelndes dunkelbraunes Laub noch fest, während alle übrigen Bäume die letzten Blätter abwarfen und mit nacktem blauschwarzem Gezweig fröstelnd erschauerten.

Im Walde wurden die morastigen Pfade gangbar, und Jakob Lensch kam mit sauberen Stiefeln und trokkenen Füßen von der Arbeit nach Hause.

In der Wohnstube wurde das Öfchen aufgestellt, um Feuerung zu sparen. Im großen Ofen wurde nur

noch vormittags gefeuert, während das Mittagessen und die Futterkartoffeln kochten.

Trotz der Kälte zog sich Christa mehr und mehr in ihre Kammer zurück, wo sie lernte, las und schrieb.

Mittags, wenn sie nach Hause kam, aß sie mit der Mutter zusammen am Tisch in der Stube. Schweigend und in sich gekehrt leerte sie ihren Teller.

Die Mutter, die immer noch an ihren Rückenschmerzen litt und kaum aus dem Hause kam, forderte sie wohl auf, zu erzählen, was es Neues gäbe in der Schule oder im Dorf. Aber Christa zuckte nur mit den Schultern und meinte, sie wüßte nichts, worüber sie berichten könnte.

Wenn die Mutter weiter in sie drang, lächelte sie gequält und versicherte noch einmal, sie wüßte wirklich nichts.

»Wirklich nichts, was dich interessieren könnte, Mutter«, sagte sie.

Die Mutter schwieg; Christa las ihr die Betrübnis vom Gesicht ab und dachte traurig und erbittert: Was in der Schule passiert, interessiert mich nicht; was im Dorf geschieht – ich höre ja gar nicht zu, wenn sie davon reden. Worüber ich aber nachdenke, was mich unruhig macht und unzufrieden, kann ich darüber reden? Sie verstünde mich ja doch nicht! Und ich machte sie nur noch betrübter damit.

»Boracks Schimmel hat den Bachschmied vor die Brust gestoßen. Sie haben ihn ins Krankenhaus gebracht«, erzählte sie dann mit monotoner Stimme.

Die Mutter wollte Näheres wissen.

»Mehr weiß ich nicht«, sagte Christa. »In Biologie habe ich heute eine Drei bekommen.«

»Eine Drei?« wiederholte die Mutter erstaunt und vorwurfsvoll.

»Ja«, gab Christa gleichmütig zu, nahm die Teller und die Schüssel vom Tisch und trug sie hinaus.

In der Küche wusch sie schnell ab, holte einen Armvoll Holz, einen Eimer Briketts und einen Korb Siebkohle aus dem Schuppen, schaffte die gekochten Futterkartoffeln in den Futterraum, zerstampfte sie und schob den Eisentopf neu gefüllt in den Ofen. Dann machte sie im Öfchen in der Stube alles zurecht, daß die Mutter später, wenn der Kachelofen nicht mehr genügend wärmte, nur noch anzuzünden brauchte.

War sie damit fertig, rieb sie der Mutter mit Rheumaöl den schmerzenden Rücken ein, legte ihr das Heizkissen darauf und schob ihr die Kissen im Stuhl zurecht.

»Brauchst du außerdem noch etwas, Mutter?« fragte sie dann.

»Nein, nichts, Christl«, sagte die Mutter. »Oder höchstens, daß du mir noch mein Buch gibst.«

Die Mutter las jetzt alle Bücher, die Christa für die Schule lesen mußte. Sie hoffte, so ihrem Kinde wieder näherzukommen.

Christa gab ihr das Buch.

»Dann gehe ich jetzt hinauf.«

»Christl«, bat die Mutter, »kannst du nicht auch unten lernen? Oben ist es doch kalt!«

»Nein«, entgegnete Christa ein wenig ungeduldig und fügte hinzu: »Wenn du mich brauchst, rufe mich!«

Oben zog sie ihren Trainingsanzug und darüber ihren alten Wintermantel an, wickelte sich eine Decke um die Füße und setzte sich an ihre Schulaufgaben. –

Als es dunkelte, kam der Vater nach Hause. Er hängte in der Küche seinen Rucksack an den Haken und trat in die Stube.

»Na, Mutter«, fragte er, »wie geht's dir denn heute?«

Die Mutter, die unter der Lampe am Tisch saß und flickte, nickte ihm zu. »Schon besser«, sagte sie. »Ich mach' dir gleich das Abendbrot zurecht.«

Sie nahm die Flickwäsche vom Tisch und ging in die Küche. Der Mann wärmte sich am Öfchen, in dem ein helles Feuer brannte, die klammen Hände auf, zog sich ächzend die Stiefel von den Füßen, fuhr in die Filzpantoffeln und trug die Stiefel hinaus.

»Wo ist denn Christa?« fragte er.

»Oben«, antwortete die Mutter.

»Was hockt sie denn da herum in der Kälte!« polterte er. »Und Licht hab' ich auch keins in der Kammer gesehen.«

Er stieg die Treppe hoch.

Christa hörte seinen schweren Schritt, fuhr aus ihren Grübeleien auf und schlug hastig ihr Tagebuch zu.

Der Vater trat in die Kammer.

»Du willst wohl krank werden!« schimpfte er. »Und blind auch! Kannst doch keinen Buchstaben mehr erkennen!«

»Ich wollte gerade Licht machen«, entgegnete Christa kleinlaut.

Der Vater drehte den Schalter herum.

»Siehst blaß aus wie 'ne junge Gans«, schimpfte er weiter. »Kein Wunder bei der Kälte hier. Los, marsch«, befahl er, »in die Stube!«

Christa erhob sich gehorsam.

Während sie sich aus ihrer Vermummung schälte,

brummte er: »Unten hast du eine warme Stube und bibberst hier in der Kälte! Was sind das für neue Dummheiten?«

»Ich friere nicht.«

»Natürlich frierst du!« schalt er. »Nimm deine Bücher mit!«

»Ich möchte lieber hierbleiben. Unten kann ich nicht lernen«, murmelte Christa.

»Unsinn! Kein Mensch stört dich. Hast es doch früher auch gekonnt.«

»Ich komme gleich«, sagte Christa. Sie wollte erst noch ihr Tagebuch, das sie ängstlich vor den Eltern geheimhielt, verstecken.

Der Vater ging.

Nach einer Weile kam auch Christa herunter, half der Mutter das Abendbrot auf den Tisch bringen und setzte sich schweigend an ihren gewohnten Platz.

Der Vater, der mit dem Förster schon lange hinter einem Schlingensteller her war, erzählte, daß er heute wieder ein elend zugrunde gegangenes junges Reh in einer Schlinge gefunden hätte.

»Aber jetzt kennen wir den Burschen«, sagte er und berichtete, daß er in der Nähe der Schlinge ein Taschenmesser gefunden habe. Das Messer stamme aus Kairo. Und nur einer aus der näheren Umgebung sei im Kriege in Gefangenschaft in Ägypten gewesen. »Bloß beweisen müssen wir's dem Lumpen noch!« schloß er. »Und das werden wir schon bald.«

Die Mutter, die wohl wußte, um wen es sich handelte, meinte empört, solche Lumpen müßten eingesperrt werden. Die armen Tiere so zu quälen!

Christa taten die Rehe, die in die Schlinge gerieten

und oft elend verhungern mußten, auch leid. Sie schwieg aber.

Da wandte sich der Vater zu ihr: »Was macht die Schule, Christa?«

»Nichts«, sagte Christa.

»Nichts, nichts«, schalt er gutmütig. »Was ist denn los mit dir, Mädchen?«

»Nichts«, entgegnete sie.

Jetzt wurde der Vater ärgerlich. Er schob den Teller zurück.

»Bist du eine Prinzessin, oder was? Kannst du nicht mehr mit uns reden? Oder bist du krank?«

Christa schüttelte den Kopf.

»Also, dann laß dein muckisches Wesen und hocke nicht länger herum, als sei dir die ganze Welt zuwider!«

Christa saß blaß und mit gesenkten Augen still da und murmelte: »Ich kann doch nichts dafür.«

»Man kann immer dafür«, erklärte der Vater wieder ruhig. »Man nimmt sich einfach ein wenig zusammen und denkt auch einmal daran, daß die anderen ja auch nichts dafür können.«

»Man darf sich nicht selbst quälen, Christl«, warf die Mutter liebevoll ein, »weil man dann auch die anderen, die einen liebhaben, quält.«

Christa dachte: Wenn sie mich quälen, weil sie mich liebhaben, quälen sie sich selbst auch.

»Ja, Mutter«, sagte sie und holte die Streichhölzer aus der Ofenröhre, als sie sah, daß der Vater sich die Pfeife stopfte.

Nach dem Abendbrot las der Vater die Zeitung, die Mutter nahm ihre Flickwäsche wieder vor, und Christa saß in der Ecke am Radio, das leise Tanzmusik spielte.

So sehr war sie mit sich selbst uneins, daß sogar das Buch, das sie auf dem Schoß liegen hatte – es waren »Die Heiden von Kummerow« –, ihr nicht zu helfen vermochte, sich selbst und ihre Unlust wenigstens auf kurze Zeit zu vergessen.

XVII. KAPITEL

Aus Christas Tagebuch:

11. 12.

Heute ist Sonntag. Die Sonne scheint, aber es ist sehr kalt. Ich sitze in meiner Kammer und habe es warm. Am Freitagabend hat Vater einen gebrauchten kleinen Ofen vom Förster gekauft. Gestern nachmittag haben sie ihn hier aufgestellt, und Vater ist lange herumgelaufen, weil er zuwenig Ofenrohr hatte und es nicht bis zum Schornstein reichte. Dann hat er selbst das erstemal Feuer angemacht. Der Ofen ist sehr schön, ringsherum gekachelt, und heizt wunderbar.

Gestern abend habe ich lange im Bett geweint. Sie haben mir den Ofen hingesetzt, und nun werden sie unten weniger feuern. Ich weiß es doch ganz genau, weil Vater schon immer auf Mutter und mich geschimpft hat, daß wir zuviel Holz verbrennen. Und Kohlen haben wir auch nicht genug.

Vater und Mutter haben mich bestimmt sehr lieb.

Ich bin ihnen ja auch sehr dankbar. Aber ich kann doch nichts dafür, wenn wir nicht zueinander passen. Mama hat damals in Meißen gesagt, alles ist Vererbung. Meine Mutti stammte aus der Großstadt; Mama sagt, ich hätte das im Blut, und überall anders würde ich unglücklich sein.

Das ist bestimmt wahr.

Früher hat es mir hier sehr gut gefallen. Aber da war ich noch ein Kind, und da merkt man die Vererbung noch nicht, sagt Mama.

Ich habe einmal unseren Biologielehrer gefragt. Erst habe ich ihm ein Beispiel erzählt, fast wie von mir, bloß von einem Jungen.

Er hat gesagt, das sei Unsinn. Vieles Äußere würde man von seinen Eltern erben und auch die Charakteranlagen. Aber wie sich der Charakter entwickelt, das kommt darauf an, wie und in welcher Umwelt der Mensch aufwächst.

Das leuchtet mir auch ein. Man kann das auch beweisen. Es ist auch komisch, daß ich Steffen bestimmt nicht lieben könnte, obwohl er, wie er redet und denkt, meinem Papa sehr ähnlich ist. Peter ist aber so wie Vater und Mutter und wird bestimmt nie zu den feinen Leuten gehören. Das kann er gar nicht, weil er so ehrlich ist.

Ich möchte auch ehrlich sein, aber ich kann es nicht, weil ich nicht weiß, was ich tun soll.

Wenn die Eltern wenigstens richtig mit mir schimpfen würden oder böse auf mich wären! Dann wüßte ich vielleicht, was ich tun möchte.

Aber sie sind immer gut, und ich weiß ganz genau, daß sie Angst haben, ich würde ganz zu Papa gehen.

Ich weiß ja gar nicht, ob ich will. Manchmal will ich, und manchmal will ich nicht. Abends will ich meistens.

Mit niemandem kann ich darüber sprechen. Peter würde mich bestimmt verstehen. Lena vielleicht auch.

Marianne sehe ich überhaupt nicht mehr an, weil sie an allem schuld ist.

Heute haben wir unsere Aufsätze zurückbekommen. Das war mein schlechtester bisher. Ich kann auch nichts dafür, meine Gedanken laufen einfach auseinander. Ich muß an etwas Komisches denken: Die Gedanken laufen mir auseinander wie Pudding, den man auf den Fußboden schüttet. In der Form wird er eine richtige Weintraube oder ein Topfkuchen.

13. 12.

Mama hat mir einen Brief geschrieben. Sie laden mich ein, in den Weihnachtsferien zu ihnen zu kommen. Sie hat keinen Mucks von Dresden oder Meißen hineingebracht. Ich habe den Brief Mutter gezeigt, und Vater hat ihn auch gelesen.

Sie haben gesagt, daß ich fahren soll, wenn ich Lust habe.

Sicher fahren wir wieder mit dem Auto irgendwohin. Ich fahre furchtbar gern Auto! Auf Dr. Johst freue ich mich, wenn er seine lustigen Geschichten erzählt.

Peter kommt sowieso nur auf drei Tage nach Hause, hat mir seine Schwester gesagt, weil sie im Frühjahr ihre Abschlußprüfungen haben.

Vielleicht fahren wir auch einmal nach Tharandt, da schaue ich mir die Forstschule an.

Ich habe den Eltern gesagt, daß ich vielleicht nicht nach Freiwald fahre.

14. 12.

Wir haben große Wäsche. Mutter läßt alle meine Sachen, auch die Sommerkleider, waschen. Ich fahre doch bloß auf ein paar Tage.

Morgen werden wir Stollen backen. Viel mehr als sonst, weil Lena mit ihrem Mann und dem kleinen Mädchen kommt.

Erst habe ich mich immer auf Lena gefreut, und jetzt ist es mir ganz sonderbar, wenn ich daran denke, daß sie kommt. Es ist fast, als ob mir bange wäre.

XVIII. KAPITEL

Bei Hagens herrschte eine selten ruhige Feierabendstimmung. Beide Ehegatten saßen sich einträchtig in den tiefen Wohnzimmersesseln gegenüber, rauchten und nahmen zuweilen einen Schluck von dem Rotwein, der in einer Kristallkaraffe zwischen ihnen auf dem Rauchtisch stand.

Der Kaufmann quälte sich durch einen umfangreichen Wälzer. Es war ein sehr zerlesener Karl May.

Frau Greta sah, wie stets am Wochenende, ihr Ausgabenbuch durch. Befriedigt stellte sie fest, daß sie in der letzten Woche einunddreißig Mark und siebzig Pfennig vom Wirtschaftsgeld erspart hatte.

Sie überschlug in Gedanken, wie hoch jetzt ihr »schwarzes Konto« sei, von dessen Existenz ihr Mann nicht die geringste Ahnung hatte.

Nicht toll, dachte sie, aber es geht.

»Du mußt mir noch Geld geben, Schnucki«, sagte sie.

»Ich habe diese Woche achtzehn Mark von meinem Taschengeld in die Wirtschaft gesteckt.«

Hagen brummte mißvergnügt und holte zwanzig Mark aus der Brieftasche.

»Von *meinem* Taschengeld!« sagte er und beschloß, die zwanzig Mark irgendwo im Spesenkonto unterzubringen.

»Dafür stifte ich dir noch eine Räucherkerze«, bedankte sich Greta mit einem maliziösen Lächeln in den Mundwinkeln.

Sie zündete eine Räucherkerze an, und der Duft, den Hagen um die Weihnachtszeit so sehr liebte, durchzog stärker den Raum.

»Zünd den Adventskranz an, Maus«, bat er.

»Dann kannst du aber nicht lesen«, gab sie zu bedenken.

»Nur zehn Minuten«, meinte er, legte aufseufzend das Buch auf den Tisch, lehnte sich weit im Sessel zurück und starrte in das aufflackernde Kerzenlicht.

Während er leise die Melodie eines mittelalterlichen Weihnachtsliedes vor sich hin summte, errechnete er, wieviel wohl das Weihnachtsgeschäft einbringen würde, liefe es so weiter wie bisher. Es war aber anzunehmen, daß es sich in den nächsten zwei Wochen noch verstärkte.

Er summte die Weise zu Ende und sagte: »Das Geschäft geht flott. Ich brauche jetzt Erika auch vormittags im Laden, Schatzi.«

»Und wer macht die Wohnung sauber?« fragte sie. »Hol dir doch meinen Vater mit heran. Er kann ruhig mal etwas für uns tun.«

Hagen erwog diesen Ratschlag kurz, fand ihn gut

und überließ sich weiter den angenehmen Gedanken an das schöne Weihnachtsgeschäft.

Greta rechnete irgendwelche Summen auf der letzten Seite ihres Heftes zusammen.

»Weißt du, wieviel uns das Gör bisher gekostet hat, Hans?«

Hagen liebte diese Rechnerei nicht. »Wieviel?« fragte er.

»Zweihunderteinundsechzig Mark, nicht gerechnet die Zeit«, erklärte sie.

»Unmöglich!«

»Doch! Rechne nach!« Sie schob ihm das Heft zu.

»Wieso Theater vierundzwanzig Mark achtzig?« verwunderte er sich.

»Natürlich!« behauptete sie. »Wir sind doch nur ihretwegen hingegangen.«

Er sah die einzelnen Posten flüchtig durch. Da standen sie, fein säuberlich auf Heller und Pfennig aufgeführt, alle Ausgaben, die sie in Meißen gehabt hatten, auch die Kognaks, die er mit Johst getrunken hatte.

Er gab ihr das Heft zurück. »So kann man nicht rechnen, Mausi.«

»Ich will wissen, will es genau wissen, was mich die Göre kostet!« entgegnete sie böse.

Hagens Gesicht wurde puterrot, an der rechten Schläfe schwoll ihm eine Ader dick an. Er beugte sich vor und nahm Gretas Heft an sich. Mit einem scharfen Ruck riß er die letzte Seite heraus und brannte sie über dem Aschenbecher an.

Greta warf einen Blick auf sein Gesicht und schwieg.

Hagen beobachtete mit schmalen Augen, wie sich das brennende Blatt im Aschenbecher krümmte, wie

noch ein paar letzte blaue Flämmchen aufzüngelten und wie es sich verkohlt knisternd zusammenzog.

»Damit wir uns ganz klar sind, Greta«, begann er zu sprechen, während er mit dem Bleistift die Asche zerstieß, »ich denke gar nicht daran, Christa zu einem Aschenputtel machen zu lassen. Sie geht hier weiter auf die Oberschule. Natürlich soll sie dir im Hause helfen.«

»Danke«, sagte Greta leise und höhnisch.

»Und von dir verlange ich, daß du nett und freundlich zu ihr bist . . .«

»Muß ich ihr auch die Schuhe putzen?« höhnte die Frau.

»Es ist immerhin *mein* Kind.« Hagen ließ sich nicht reizen. »Und unsere Pflicht ist es, es zu erziehen.«

Er nahm sein Buch wieder auf und fuhr fort zu lesen.

Greta sah ihn verwundert von der Seite an. Das erstemal, seit sie sich kannten, empfand sie etwas wie Achtung vor ihm. Und sie wußte nicht ganz genau, wie sie ihn in Zukunft haben wollte: den Hagen, der bei ihrem ersten Worte kuschte, oder den, der seinen Willen behauptete.

»Nun gut«, sagte sie und ließ sich in den Sessel gleiten.

XIX. KAPITEL

Erika war einigemal mit Dunnerwetter bei Peter gewesen, da hatte sie auch Christas Foto gesehen, und nachher hatte ihr Dunnerwetter die ganze Geschichte erzählt. Erika fand das traurig und schön.

»Quatsch!« sagte Dunnerwetter. »Ich freß 'ne hundertjährige Tanne auf, wenn nicht alles zwischen den beiden gut würde, schriebe er ihr einen Brief. Aber Petrus ist ein Trauerkloß«, er seufzte, »wird nie ein richtiger Förster!«

»Und du wirst es wohl?«

»Ich«, meinte er bekümmert, »leider auch nicht. Weil ich viel zu treu bin!«

Eines Abends stürzte Erika in Peters Stube, Dunnerwetter polterte hinterher und begrüßte Peter: »Du wirst staunen, Petrus!«

Erika zog sich mit den Zähnen die Handschuhe von den klammen Fingern, holte aus ihrem Täschchen einen Fotoumschlag und suchte einige Bilder heraus.

»Die mußte ich heute beim Fotografen abholen«, sagte sie aufgeregt. »Ich gucke sie mir aus Neugierde an – und sehe ...«

Sie hielt Peter ein Foto hin.

Peter sah Christa. Eine vergnügte Christa, Arm in Arm mit einem Mann – den Mann, ja, den Mann hatte Peter schon gesehen, damals, als er Christa das Böcklein ...

»Mein Herr Chef«, sagte Erika und legte ihm andere Fotos vor. »Das ist meine verehrte Chefin«, erklärte sie.

»Und das der Rechtsanwalt ‚Schlafen schon und schnarchen schön‘.«

Peter betrachtete stumm die Bilder.

Erika wußte Näheres. »Die haben zusammen einen Ausflug nach Meißen gemacht, gleich übers Wochenende.«

Dunnerwetter wurde ungeduldig. »Was sagst du denn dazu?«

Peter zuckte ratlos mit den Schultern.

»Mensch«, schimpfte der Freund. »Das sieht doch ein Blinder, daß hier was nicht stimmt!«

Erika fügte ernst hinzu: »Ich kenn' sie ja. Die sind nicht gut, die Menschen. Ich bleib' auch nicht länger dort.«

Sie erzählte, ihr Vater hätte endlich eingewilligt, daß sie ihre Stelle verlasse.

Während Dunnerwetter und Erika eifrig herumrätselten, wie Christa mit Hagens zusammengekommen sein mochte, schwieg Peter. Wenn er ihnen von Hagens damaligem Besuch im Hegerhaus erzählte, würde die Sache noch verworrener, meinte er.

»Das ist nicht so wichtig«, sagte er. »Die Hauptsache ist, daß wir ihr klarmachen, was für Leute das sind.«

Sie beschlossen, daß Peter keinen Brief an Christa schreiben, sondern am Sonntag mit Dunnerwetters Motorrad zu ihr fahren sollte.

Erika versprach, inzwischen Hagens Aufwartefrau Pahlmann auszuhorchen; vielleicht wüßte die etwas.

Schließlich ließ sie Peter eines von den Fotos da, auf dem Christa zwischen Hagen und Greta vor dem Portal des Meißner Domes stand. Der Fotograf sollte schnellstens das Bild noch einmal abziehen.

Als die drei Freunde sich am Sonnabend wieder trafen, konnte Erika wirklich etwas berichten. Das ging allerdings mehr sie als Christa an.

Hagen hatte nämlich einen eingeschriebenen Brief erhalten. Er lautete:

Sehr geehrter Herr Hagen!

Im Einverständnis mit meinem Mann kündige ich für meine Tochter Erika zum 31. Dezember.

Grund: Sie haben Erika als kaufmännischen Lehrling angestellt und beschäftigen sie meistens als Dienstmädchen für Ihre Frau. Den Lehrvertrag haben Sie auch noch nicht gemacht.

Hochachtungsvoll
Anna Musil

Hagen hatte getobt und Greta zu Erika, die eben Windeln wusch, gesagt: »Daß Sie sich ja nichts einbilden, Erika! Zu Weihnachten bleiben Sie hier!«

Erika hatte fröhlich entgegnet: »Am dritten Feiertag, früh um acht Uhr, beginnt mein Dienst. Im Laden, Frau Hagen.«

Greta hatte die Küchentür hinter sich zugeknallt, daß drüben im Wohnzimmer die Zwillinge erschrocken zu schreien begannen.

Sie gab jedem einen harten Klaps, wonach die Zwillinge noch lauter brüllten und sie in den Modesalon lief, wo sie mit strahlendem Lächeln und ausgesuchter Höflichkeit die junge Frau Stadtmühlenbesitzerin in der Wahl eines Festkleides beriet.

»Und heute«, erzählte Erika weiter, »war die Pahlmann den ganzen Tag da. Sie hat mich ganz schön kujoniert. Ich habe mir gar nichts daraus gemacht und habe sie geärgert, daß sie dann Windeln waschen und mit den Zwillingen spazierenfahren müsse. Das macht sie nämlich nicht gern. Sie mag Kinder überhaupt nicht. Da hat sie mir erklärt, Hagens hätten schon ein neues Dienstmädchen, auch aus unserer Gegend.

Und da habe ich getan, als ob ich das schon längst wüßte.

Ich habe gesagt: ‚Ach, die Christa!' Die Pahlmann hat keinen Namen gewußt, nur, daß die Neue aus einer Försterei sein soll.«

Aber damit wurde die Sache nicht um einen Deut klarer. Zwar war es wirklich schwierig, eine Hausgehilfin zu bekommen, aber daß man deswegen gleich Wochenendausflüge machte ... Und außerdem ging Christa ja auf die Oberschule. Die drei konnten sich das einfach nicht zusammenreimen.

Auf jeden Fall war Peter entschlossen, alles zu tun, damit Christa nicht zu Hagens gehe.

Als Peter am Sonntag kurz nach Mittag zum Hegerhaus kam, fand er nur Mutter Lensch daheim vor. Der Heger war unterwegs, und Christa war ins Dorf gelaufen.

»Sie kommt sicher bald wieder«, meinte Mutter Lensch und fragte Peter nach seinem Ergehen und ob es ihm nun leichter werde in der Schule.

Peter erzählte und behielt dabei immer das Gartentürchen im Auge.

Christa kam nicht.

Schließlich holte er das Meißener Foto aus der Brieftasche und reichte es zögernd der Frau.

»Das habe ich zufällig in die Hände gekriegt«, erklärte er und wurde ein wenig rot.

Mutter Lensch setzte die Brille auf und betrachtete das Bild lange. Es schien Peter, als ob es sie traurig machte.

»Ja«, murmelte sie, »der Herr Hagen . . .« Sie schaute das Foto noch einmal an und reichte es schweigend zurück.

Peter wollte fragen, aber das stille, traurige Gesicht der alten Frau verschloß ihm den Mund.

Unbeholfen begann er von etwas anderem zu sprechen; daß es recht glatt auf den Straßen sei und daß das Motorrad seinem Freund Kiesewetter gehöre.

»Wir nennen ihn Dunnerwetter«, sagte er und lächelte.

Die Frau lächelte auch; dabei sah er noch deutlicher, wie sehr sie etwas schmerzte.

Schweigend saßen sie beieinander.

»Vielleicht findest du sie im Dorf«, sagte Mutter Lensch schließlich, »ich weiß aber nicht, bei wem sie ist.«

»Ich finde sie schon.« Peter stand auf und gab der Frau die Hand.

Kurz vor dem Dorf traf er Christa auf dem Heimweg.

Christa, die den Motorradfahrer gar nicht beachtet hatte, erschrak, als Peter vor ihr anhielt, und wurde glühendrot. Eben hatte sie an ihn gedacht.

Ihr nächster Impuls war, ihm ganz einfach die Arme um den Hals zu werfen; dann wäre alles gut.

Aber Peter hatte zu tun, die schwere Maschine auf

der unebenen Straße sicher hochzustellen. Als er sich dann zu Christa wendete, war es ihr wieder bewußt, daß sie, vom Dorf aus sichtbar, auf der offenen Landstraße standen.

Peter, durch die Umstände noch schüchterner als sie, reichte ihr linkisch die Hand. »Guten Tag, Christl.«

»Guten Tag«, antwortete Christa spröde.

Peter wußte nicht, wie er anfangen sollte. »Ich habe lange bei euch daheim gewartet«, sagte er. »Deine Mutter wußte nicht, wo du bist.«

»Ich war bei Bjarsch«. Als Peter schwieg, wies Christa auf das Motorrad. »Ist das dein eigenes?«

Eifrig erklärte er, das Rad gehöre seinem Freund, das sei ein prima Bursche, und sie seien viel zusammen.

Er erzählte von Erika und platzte auf einmal heraus: »Die Hagens sind ganz schlechte Leute!«

Christas Gesicht verschloß sich. »Hat dir meine Mutter aufgetragen, daß du mich gegen sie aufhetzen sollst?«

Von ihrer bitteren, ungerechten Anklage überrascht, starrte Peter sie stumm an.

»Du brauchst dir kein Mühe zu geben«, Christa erregte sich immer mehr, »mich gegen«, sie schluckte, »gegen den Herrn Hagen aufzuputschen!«

»Christl, das . . .«, Peter versuchte sie zu unterbrechen.

»Ich weiß auch so«, fuhr Christa fort, »daß ihr ihn nicht leiden mögt. Wenn's nach euch ginge, da gäbe es gar keinen schlechteren Menschen auf der Welt! Bloß«, sie fuhr hastig in ihre Handschuhe und warf ihm hin, »weil er mein Vater ist!«

Sie rannte auf einem Feldrain hoch zum Weinberghügel.

»Christl!« rief Peter.

Christa hastete noch schneller voran.

»Christa!« schrie er. Sie drehte sich nicht um. Da lief er hinter ihr drein auf dem schmalen, unebenen Rain.

Er erreichte sie und faßte sie mit beiden Händen fest an den Schultern.

Sie wehrte sich mit aller Kraft. »Du, du – Verräter!«

Als es ihm gelang, ihre Hände festzuhalten, keuchte sie: »Laß mich los! Oder ich schreie«, sie schrie, »ich schreie!«

Auf der Landstraße gingen Leute und schauten auf die beiden.

Peter gab ihre Hände frei. Wortlos wandte sich Christa um und stolperte weiter den Rain hinauf.

Peter fuhr mit aufheulender Maschine davon. Als er das Rad abends bei Dunnerwetter ablieferte, sagte er: »Es hat keinen Zweck« und weigerte sich, mehr zu berichten.

Als Christa nach Hause kam, saß die Mutter lesend unter der Lampe am Tisch.

Christa murmelte einen Gruß und lehnte sich mit dem Rücken an den Kachelofen.

»Hat Peter dich gefunden?« fragte die Mutter, ohne den Kopf zu heben.

»Ja.«

Ein drückendes Schweigen kroch durch die Stube. Christa schaute nach der Mutter hin. Die las nicht mehr, ihre Augen blickten über den Rand des Buches hinweg. Ein paarmal schien es dem Mädchen, als ob sich die Mutter wieder dem Buch zuwende.

Ohne Zärtlichkeit betrachtete Christa die Frau: das

graue Haar, das streng gescheitelt unter dem schwarzen Häubchen hervorschaute; die Brille, deren linker Bügel seit Monaten halb abgebrochen war; die Nase, die zu spitz war für das runde, kleine Gesicht. Die Schultern hoben und senkten sich. Die rechte schien ein wenig höher. Langsam schloß die Mutter das Buch, den rechten Daumen behielt sie zwischen den Seiten.

»Du hattest keinen Grund zu lügen, Christa«, sagte die Mutter und sah auf ihre Hände hinunter, »nachdem du mit deinem Vater in Meißen warst.«

Christa wurde flammendrot; sie preßte den Kopf fest an die Kacheln und schwieg.

»Vielleicht sind wir – Vater und ich – selbst daran schuld«, fuhr die Mutter fort. »Wir wollten nicht gern, daß du mit ihm zusammenkommst, aber wir haben dir nicht gesagt, warum. Wir dachten ja nicht, daß du dich heimlich mit ihm treffen würdest.«

Die Mutter nahm die Brille ab und legte sie auf das Buch. Auf dem Brillenglas zerrann eine Träne. Eine Woge von Zärtlichkeit durchfuhr das Mädchen und wollte es vorwärtsreißen, zur Mutter.

Die sagte: »Wir glaubten, es sei nicht nötig, dir zu sagen, daß dein Vater deine Mutter in den Tod ...«

»Das lügst du!« Mit weißem Gesicht und dunklen Augen stand Christa am Tisch. »Ihr wollt mich nur halten, festhalten, hier einsperren! Ich laß mich aber nicht!«

Jäh, wie erschrocken vor dem eigenen Wort, verstummte sie und lief in ihre Kammer hinauf.

Niemand kam, sie zum Abendbrot zu holen.

Vier Tage waren noch bis zu den Ferien. Nur noch vier Tage.

Und Papa *ist* ein guter Mensch.

Als sie am Morgen herunterkam, waren die Eltern wie immer. Mit keinem Wort erwähnten sie, was am Abend geschehen war.

Marta Lensch hatte ihrem Manne alles erzählt.

»Wir haben es von Anfang an falsch gemacht, Mutter«, sagte der Mann. »Jetzt glaubt sie uns nicht mehr, und wir können nur noch hoffen; daß sie ihren Vater selbst erkennt. Ich meine, jetzt soll sie sogar hinfahren.«

»Du hast recht.« Die Mutter seufzte und machte sich daran, Christas Wäsche auf kleine Schäden durchzusehen.

XX. KAPITEL

Am letzten Schultag schleppte Christa ein ganzes Bücherpaket zur Schule, alles Bücher, die sie sich entweder aus der Schulbücherei oder von Klassenkameraden und -kameradinnen entliehen hatte.

Sie beglich auch alle Schulden, die sie hatte: achtzig Pfennig bekam ihre Banknachbarin – sie hatte vor acht Tagen das Kino für Christa bezahlt –, und eine Mark und fünfzig erhielt der »Reichste« der Klasse, ein sehr geschickter Bastler, den die Leute im Dorf holten, wenn ihr Radio nur ging, falls man mit der Faust daraufschlug, oder wenn die Nähmaschine dauernd den Faden zerriß.

Christas Schulden bei dem Bastler stammten von der Weihnachtsfeier der Schule.

Sie trieb auch bei ihren Schuldnern das Geld ein – insgesamt fünfundachtzig Pfennig.

Dann hatten sich zwei fremde Taschentücher bei der letzten Wäsche unter den ihren befunden.

Christa zeigte sie vor, und die Eigentümerinnen meldeten sich.

In der letzten Pause zog sie ein zierliches schwarzhaariges Mädchen, mit dem sie sich am besten verstand, beiseite.

»Agnes«, bat sie, »würdest du mit mir die Haarspange tauschen?« Agnes fragte erstaunt: »Es sind doch Ferien! Wozu brauchst du da Glück?«

»Ich fahre weg«, erklärte Christa und reichte dem Mädchen ihre Haarspange. »Und wenn du sie nicht zurückbekommst? Ich meine, ich könnte sie ja verlieren«, fügte sie hastig und leicht errötend hinzu.

»Ich finde die deine schöner«, meinte die Zierliche. »Vielleicht bringt sie auch mir Glück. Eigentlich«, sie lachte leise, »glaube ich nicht daran.«

Christa gestand: »Ich auch nicht. Aber vielleicht hilft es doch!«

Insgeheim wünschte sie aber doch, ein geliehenes Stück an sich zu haben, damit es ihr Glück bringe.

Sie ahnte dunkel, daß ihre kleine Reise eine Entscheidung bringen werde. Ihr Versuch, das Glück an sich zu zwingen, entsprang ihrer Unsicherheit, die mit jeder Stunde wuchs, um die die Abreise näher rückte. –

Am nächsten Morgen – es war einen Tag vor Heiligabend – trat der Vater in ihre Kammer, als sie noch schlief. Er weckte sie.

»Ich muß jetzt zur Arbeit«, sagte er, »und du fährst ja wohl heute. Ich will dir nur sagen, halt die Ohren steif! Und mach die Augen auf! Es ist im Leben manchmal so wie im Walde: Du siehst von weitem einen wunder-

baren Steinpilz, rennst darauf zu – und dann ist es eben bloß ein Bitterling. Wenn man's im Walde merkt oder wenigstens noch, bevor man ihn in die Bratpfanne schneidet, ist's gut. Kommt man aber erst dahinter, wenn man den ersten Löffel voll in den Mund steckt, dann ist alles zum Teufel – die guten Pilze, die Butter, die Mühe. Es ist alles bitter. Das weißt du ja.«

Er hielt ihr die Hand hin. »Auf Wiedersehen und viel Glück, Christa!«

»Auf Wiedersehen«, antwortete Christa leise; er ging; es schien ihr, als sei sein Rücken ein wenig mehr gebeugt als sonst.

Sie sah ihm vom Bett aus durchs Fenster nach, bis er jenseits des Weges im Walde verschwand.

Sie blieb noch eine Weile unschlüssig liegen und dröselte vor sich hin.

Ich habe noch nichts gepackt, ging es ihr durch den Sinn, und um zehn Uhr fährt der Bus.

Trotzdem rührte sie sich nicht. Fast schien es, als wolle sie den Bus verpassen.

Schließlich stand sie doch auf, streifte sich das Nachthemd über den Kopf und wusch sich vom Scheitel bis zum Zeh, obwohl sie dabei vor Kälte bibberte.

Langsam zog sie sich an.

Sorgfältig und ohne Hast kämmte sie ihr Haar und steckte es zusammen. Als sie nach der geeignetsten Stelle für Agnes' Spange suchte, sah sie sich auf einmal selbst ins Gesicht. Ihr Spiegelbild blickte sie mit großen, ernsten, ein wenig umschatteten Augen an. Immer wieder hatte sich in der letzten Nacht ein Alp auf ihre Brust gehockt und sie aus unruhigem Schlaf steil in die Höhe gerissen.

Plötzlich fror Christa in der dünnen Unterkleidung. Fast ungeduldig riß sie das neue dunkelbraune Wollkostüm, das ihr die Eltern gestern abend als Weihnachtsgeschenk gegeben hatten, aus dem Schrank und zog sich vollends an.

Dann legte sie ihr Köfferchen auf den Tisch und begann zu packen. Zuerst das Tagebuch, dann Peters wenige Briefe, ein kleines Päckchen Fotos. Ein einziges von Peter war dabei, wie er den »Max« fütterte, als der noch an der Flasche saugte.

Christa hatte es selbst mit Peters Apparat geknipst. Ein klein wenig war es verwackelt.

Sie suchte es hervor, strich wie unbewußt mit einer kleinen, zärtlichen Bewegung des Zeigefingers darüber und verbarg es, getrennt von den übrigen, in einem von Peters Briefen.

Das Nachthemd, das sie in Meißen bekommen und das Mutter anscheinend noch nicht entdeckt hatte, kam als nächstes an die Reihe, danach ein wenig Wäsche, ein Kleidchen, Strümpfe, Schuhe – was man so braucht für eine Woche.

Nach einigem Zögern holte sie ihre beiden letzten Schulzeugnisse herzu und tat sie zuunterst, zu den Briefen, dem Tagebuch und den Fotos.

Nun räumte sie die Kammer auf, machte sorgfältig ihr Bett, schloß die Schranktür, schaute sich mit dunklen Augen noch einmal um und ging.

Die Kammertür glitt ihr aus der Hand und schlug laut zu.

Unten stand das Frühstück schon auf dem Tisch. Sie stellte den Koffer ab und trat in die Küchentür.

»Guten Morgen, Mutter«, grüßte sie.

Die Mutter stand am Herd. »Guten Morgen, Christl! Die Milch kocht gleich, fang immer an zu essen.«

Christa lehnte sich leicht an den Türrahmen und schaute ins prasselnde Feuer. Vater hatte das Holz heuer um einige Zentimeter zu lang geschnitten, und nun ließ sich die Ofentür manchmal nicht schließen.

Die Mutter drehte sich um. »Trödle nicht, Kind! Es ist gleich neun, um halb zehn mußt du gehen«, sagte sie und schob noch ein Scheit ins Feuerloch.

Christa gehorchte und ging hinein.

In der Stube holte sie unter der Nähmaschinenhaube ihr Weihnachtsgeschenk für die Eltern hervor: für den Vater, der bei der Arbeit oft knien mußte, zwei Paar Kniewärmer aus grober schwarzer Wolle und für die Mutter eine dichtgehäkelte warme blaue Bettjacke.

Christa strickte und häkelte weder gern noch besonders schnell.

Erst dadurch bekamen die Geschenke ihren Wert.

Die Mutter kam herein.

»Du hast ja immer noch nichts gegessen!« schalt sie.

»Ich habe keinen Hunger, Mutter.«

»Keinen Hunger! Das gibt es nicht. Gleich setzt du dich hin und trinkst wenigstens einen Topf Milch!« befahl die Mutter.

Sie goß ihr die Milch ein. »Und ein Stück Stollen ißt du auch!« fügte sie hinzu.

Während Christa tat, was die Mutter wollte, fragte sie:

»Hast du alles eingepackt, was du brauchst?«

»Ja.«

»Ein Kleid auch?«

»Ja.«

»Einen dicken Pullover?«

»Ja.«

»Und hast du anständige Wäsche angezogen? Nicht, daß die Leute denken müssen . . .«

»Habe ich auch, Mutter.«

»Und die Strümpfe, kein Loch drin?«

»Nein.«

»Und Taschentücher, hast du genügend mit?«

»Ich habe wirklich alles, Mutter«, versicherte Christa. »Brauchst dir keine Sorgen zu machen.«

»Eine Mutter macht sich immer Sorgen«, murmelte die alte Frau und seufzte.

Gleich darauf trieb sie Christa wieder an. »Mach, Christl, iß hintereinander!«

Christa stand auf. »Ich bin satt.«

Sie trat ans Fenster, wo sie die Geschenke für die Eltern hingelegt hatte. Plötzlich schämte sie sich ihrer Geringfügigkeit. Auch schien ihr die Stunde so ganz ungeeignet, Weihnachtsgeschenke zu übergeben.

Wenn die Lichter brennen, sind alle Menschen wohlgestimmt; es ist zugleich festlich und geruhsam, und dann freut man sich mehr, dachte sie.

Die Mutter kam mit einem Schnittenpäckchen herein.

»Damit du mir nicht ganz verhungert dort ankommst«, sagte sie und lächelte, als ob sie einen Scherz mache. »Und vom Vater, hier, die zwanzig Mark. Wenn du etwas kaufen oder ins Kino gehen willst, brauchst du niemanden zu bitten.«

Christa nahm das Päckchen und das Geld, und weil sie sich beschämt fühlte, murmelte sie nur ein kurzes Dankeschön.

Sie nahm die Sachen vom Fensterbrett und drückte sie der Mutter schnell in die Hände. »Für dich und Vater«, sagte sie. »Von meinem Weihnachtsmann.«

Bevor die Mutter noch etwas antworten konnte, nahm sie hastig ihren Koffer auf und reichte ihr die Hand. »Ein frohes Fest, Mutter, und auf Wiedersehen!«

»Auf Wiedersehen, Christl«, entgegnete die Mutter und ging mit ihr bis zum Gartentor, das Bettjäckchen und die Kniewärmer immer noch auf dem Arm.

»Und paß auf unterwegs«, sprach sie dabei, »daß dir nichts passiert! Und laß dich nicht mit fremden Leuten ein! Man kann nie wissen, wer sie sind. Und, Christl«, bat sie leise, »vergiß uns nicht ganz.«

Christa hörte die Tränen in ihrer Stimme.

»Nein, Mutter!« versprach sie, ohne sie noch einmal anzuschauen, und lief davon.

An der Waldecke blickte sie sich um. Die Mutter stand, klein und einsam gegen den flimmernden Schnee, an der Gartenpforte. Das Bettjäckchen lag wie ein heller Ball an ihrer dunklen Brust.

XXI. KAPITEL

Langsam kroch der Zug durch den langen Tunnel aus der Kreisstadt heraus. Er hielt oft, rückte und stieß sich auf jeder Station wieder mühsam zurecht, bevor er sich auf das nächste Wegstückchen machte.

Fahrgäste stiegen ein und aus. Manche schienen auch weiter zu fahren, wie der dicke Mann, der einen riesigen Koffer über sich im Gepäcknetz hatte.

Wer nach Dresden wollte, mußte in einen Zug umsteigen, der schon drüben auf einem anderen Bahnsteig leise vor sich hin prustete. Ach, dachte Christa, Autofahren ist viel schöner.

Im neuen Zug aber saß es sich besser, er fuhr auch schneller.

In Dresden trank sie eine Tasse Fleischbrühe und aß ihre übrigen Brote auf.

An ihrem Tisch saß ein junger Mann, der sie mit offenem Wohlgefallen musterte.

Eigentlich müßte ich mich ärgern, dachte Christa, aber ich ärgere mich nicht.

Es tat ihr im Gegenteil sogar wohl, zu sehen, daß sie ihm gefiel. Es prickelte so angenehm.

»Fräulein«, sagte der Bursche schließlich, »fahren Sie noch weit?«

»Nein«, entgegnete Christa, die ihre Fleischbrühe schon ausgetrunken hatte.

»Vielleicht nach Radebeul?« fragte er schnell.

»Nein.«

»Schade!« meinte er so offensichtlich betrübt, daß Christa lächeln mußte.

»Warum ist das schade?«

»Weil ich dort wohne«, erklärte er treuherzig. »Jetzt fahre ich allerdings heim, nach Zwickau. In Radebeul arbeite ich, ich bin Gärtner.«

Der Junge gefiel ihr. Wenn er mich so anschaut, hat er Ähnlichkeit mit Peter, dachte sie.

Das Serviermädchen kam, Christa und der Junge zahlten.

Christa wollte ihm zum Abschied etwas Liebes sagen. Sie gab ihm die Hand. »Auf Wiedersehen! Und«,

fügte sie hinzu, »ich wollte auch einmal Gärtner werden.« Gleich schämte sie sich, daß sie einem Fremden das erzählte, und lief schnell hinaus.

In Freiwald brannten schon die ersten Lichter, und die Menschen hasteten mit den letzten Einkäufen durch die Straßen.

Christa mußte einige Male fragen, bis sie Hagens Haus fand. Eben, als sie die letzten zögernden Schritte zur Haustür machte, kam ein junges Mädchen heraus, das auf die andere Straßenseite lief, wo ein Motorradfahrer wartete.

Christa war erst auf dem Treppenabsatz, als das Motorrad startete, mit dem Erika und Dunnerwetter zu Erikas Eltern fuhren.

Christa klingelte, die Tür öffnete sich, und vor ihr stand Hagen.

»Willkommen, Christelchen!« sagte er laut, zog sie schnell in den Korridor und nahm sie in die Arme. »Willkommen daheim, mein Kind!«

Die Begrüßung fiel etwas seltsam aus, weil Christa immer noch ihr Köfferchen in der Hand hielt.

»Mama!« rief Hagen aufgeregt. »Unsere Christel ist da!«

Er nahm Christa den Koffer aus der Hand, legte den anderen Arm um ihre Schulter und führte sie in das Herrenzimmer.

Aus dem Wohnzimmer lief Greta herbei.

»Guten Abend, Mama«, grüßte Christa leise.

Greta reichte ihr die Hand. »Das ist aber fein, Christa, daß du Wort gehalten hast! Hast du eine gute Fahrt gehabt? Bist du hungrig?«

Christa antwortete »ja« und »nein«, und Frau Greta

sprach weiter. »Am besten, du gehst gleich auf dein Zimmer, wäschst dich, machst dich etwas zurecht und kommst dann herunter.« Sie lächelte freundlich-geheimnisvoll. »Der Weihnachtsmann wartet unten auf dich. Papa geht mit dir, ich habe ja noch alle Hände voll zu tun.«

Hagen nahm das Köfferchen wieder auf und schob Christa sanft vor sich her zur Wohnungstür.

»Dein Zimmer liegt in der Mansarde«, sagte er. »Ein sehr schönes Zimmerchen! Bei klarem Wetter hast du einen wunderbaren Ausblick!«

Sie stiegen die Treppe höher; Christa schwieg, weil sie nichts zu sprechen wußte.

Hagen öffnete vor ihr die Tür, die einen winzigen Korridor vom Treppenhaus abschloß. Zwei hellgebeizte schmale Türen führten zu je einem Raum.

Hagen wies auf die linke Tür: »Da wohnt unser Mädchen«, er verbesserte sich, »ein Lehrling. Sie stammt übrigens aus eurer Gegend.«

Er ließ Christa vor sich durch die rechte Tür eintreten.

Christa stand in einem Zimmer, das ihr Hagen schon einmal, damals am Kirmessonntag, beschrieben hatte – in dem Zimmer mit den Möbeln ihrer Mutter.

»Dein Zimmer, Christelchen!«

Er stellte den Koffer auf einen Stuhl.

»Ich lass' dich jetzt allein, mein Kind«, sagte er. »Wenn du fertig bist, kommst du herunter.«

Hinter ihm schnappte die Korridortür zu.

Christa nahm mit schüchternen Schritten, scheuen Händen und großen Augen ihr Zimmer in Besitz.

In diesem Bett hat Mutti geschlafen.

Sie strich zag über das glänzende glatte Holz, über das kühle Leinen. Auf dem Kopfkissenbezug entdeckte sie ein Monogramm, zwei kunstvoll verschlungene große E.

Esther hat Mutti geheißen, dachte Christa, aber ich weiß nicht einmal ihren Mädchennamen.

Sie trat zur Kommode, öffnete Schub nach Schub. Die Schübe waren leer.

Im Schrank hingen einige Kleiderbügel.

Vorsichtig hob sie die Tischplatte an. Das Mittelstück gab nach, und als Christa es ganz hochklappte, sah sie, daß es auf seiner Unterseite einen Spiegel trug. In den Seiten des Hohlraumes waren vier kleine Schübe eingelassen.

Drei davon waren leer. Der vierte klemmte und ließ sich nicht aufziehen.

Christa trat zum Fenster. Es war niedrig, aber nahm die ganze schräge Dachwand ein. Ringsherum blinkten die Lichter der Stadt. Es macht einen warm, soviel Menschen um sich zu wissen, empfand Christa. Dahinten, wo der Himmel heller schien, lag wohl Dresden. Ein Weilchen lehnte sie am Fenster und sah hinaus in die vielen fremden Lichter, die das Fremde vertrauter und die Dunkelheit wärmer machten.

Irgendwo, von einem Turm, den sie nicht sehen konnte, begannen Glockentöne zu schwingen. Es war, als füllten sie den Raum zwischen den Lichtern mit Wärme und bezögen selbst die flirrenden Sterne in die Gemeinsamkeit der Menschen ein.

Christa besann sich, daß man auf sie wartete.

Am Fußende des Bettes befand sich das Waschbecken. Eisig kalt rann das Wasser aus der Leitung. Sie

wusch sich schnell, ordnete sich das Haar und ging hinunter: Mitten auf der Treppe überfiel sie ein Schreck: Sie hatte nichts, nicht das geringste Weihnachtsgeschenk mitgebracht. Die Korridortür war nur angelehnt. Greta kam eben aus der Küche.

»Kann ich dir etwas helfen, Mama?« fragte Christa, bemüht, möglichst ohne Scheu zu sprechen.

»Du kannst den Tisch decken«, entschied die Frau. »Komm, ich zeige dir alles.«

Nach ihren Weisungen holte Christa das Geschirr aus der großen Anrichte.

»Vorsichtig!« warnte Greta. »Es ist altes Rosenthaler Porzellan!«

Christa nahm Stück für Stück achtsam aus dem Schrank.

»Decke für fünf«, sagte Greta. »Dr. Johst kommt und mein Vater. Das Silber nimmst du aus der linken obersten Schublade.«

Sie blieb noch eine Minute lang stehen und sah zu, ob das Mädchen sich auch gut anstelle.

Als sie bemerkte, daß Christa wohl wußte, wie das Besteck hinzulegen sei, ging sie zurück in die Küche, aus der es gut und nahrhaft roch.

Hagen ließ sich nicht sehen. Christa hörte ihn im Herrenzimmer hin und her gehen, leise vor sich hin summen, und manchmal klang silbern ein Glöcklein auf.

Der Tisch war gedeckt. Christa überschaute ihr Werk und brach, ihn noch festlicher zu schmücken, ein paar Blüten von den Alpenveilchen, die in einer langen Reihe auf dem breiten Fensterbrett standen.

Noch einmal strich sie das schwere Damasttuch

zurecht. Dabei fand sie ein Monogramm, E. H.; das Tuch hatte Mutti gehört.

Von draußen rief Frau Greta: »Christa!«

Christa fuhr auf und lief in die Küche.

Dort sah es bunt aus. Der große Aufwaschtisch quoll fast über, soviel gebrauchtes Geschirr stand darin. Unter dem Tisch waren Töpfe und Schüsseln, sämtlich zum Aufwasch bestimmt, übereinandergestapelt.

»Schau schnell nach«, sagte Greta, die der im eigenen Fett brutzelnden Ente langsam Wasser zugoß, »ob im Ofen noch genügend Glut ist.«

»In welchem Ofen denn, Mama?« Christa hatte keinen Ofen in der Wohnung gesehen.

»Im Heizungsofen natürlich!« erklärte Greta ein wenig ungeduldig.

»Wo steht denn der?«

»Auf dem Boden doch wohl nicht! Im Keller. Und wenn weniger als die Hälfte drin ist, schütte nach. Erst zehn Briketts und dann Siebkohle.«

Christa schaute verdutzt drein. In ihrem neuen Kostüm in den Kohlenkeller?

»Bind dir aber eine Schürze um, damit du dich nicht schmutzig machst«, empfahl Greta, ohne den Kopf von der Ente zu wenden.

»Wo ist denn eine?« fragte Christa schüchtern.

Jetzt drehte sich Greta um. »Ja, hast du dir denn keine mitgebracht?«

Von Christas Gesicht las sie Verwunderung über diese Frage ab. Sie lächelte nachsichtig.

»Im Besenschrank hängt eine von Frau Pahlmann.«

Christa fand den Besenschrank und dort eine Schürze, die ihr zweimal rundherum reichte ...

Im Heizungsofen war nicht genügend Glut, und Christa mußte aufschütten.

Zwei Kellertüren waren verschlossen, hinter der dritten, in deren Tür der Schlüssel steckte, lagen die Kohlen.

Der Ofen nahm außer den zehn Briketts vier volle Eimer Siebkohle auf. Christa schmeckte den widerlich trockenen Staub auf der Zunge. Hoffentlich habe ich mich nicht schmutzig gemacht, dachte sie.

Oben hängte sie die Schürze wieder in den Besenschrank.

»Hast du aufgeschüttet?« rief es aus der Küche.

»Ja«, sagte Christa auf der Schwelle.

»Wasch dir schnell die Hände, oder nein, frag Papa, ob er den Wein schon oben hat. Aber klopfe an die Tür!«

Christa klopfte. Hagen steckte den Kopf durch den Türspalt. »Nein, Christa«, sagte er, »Wein habe ich noch nicht. Mama mag dir den Schlüssel geben. Es ist der erste Keller. Bring zwei Flaschen Rotwein, es ist bloß eine Sorte unten.«

Christa stieg hinunter und holte den Wein.

Kaum war sie wieder oben, klingelte es.

»Nimm den Schlüssel, den großen da, und geh aufmachen! Es werden Dr. Johst und Papa sein.«

Christa nahm den Schlüssel und lief.

Es war nur ein Mann unten. Er war klein und dick und roch nach Zigarre.

»Na«, er lärmte fröhlich los, »da ist ja das Gör! Ich bin dein Opa, eigentlich ja nicht, und du kannst mich lieber Onkel Karl nennen oder auch Onkel Plumm, wie du willst.«

Er ist nett, dachte Christa und lächelte ihn an. Er betrachtete sie, während sie die Tür wieder zuschloß, freundlich aus seinen kleinen hellen, fast lidlosen Augen.

»Das wundert mich aber«, murmelte er vor sich hin, »das wundert mich aber sehr!«

Christa meinte, er spräche mit ihr, und fragte, was er gesagt habe.

»Nichts, mein Kind, nichts für dich«, beteuerte er. Wenn Greta auf dieses Mädel nicht eifersüchtig wird, fress' ich einen Hutstumpen auf, dachte er.

Auf der Treppe besann er sich, daß er Christa noch nicht die Hand gegeben hatte. Er nahm ihre Rechte zwischen seine beiden Hände und flüsterte: »Wenn's mal nötig sein sollte, Kindchen – zu Onkel Plumm kannst du immer kommen!«

»Danke schön, Onkel Plumm!« entgegnete Christa ebenfalls flüsternd. Es klingelte wieder. Sie machte kehrt und sauste erneut zur Haustür.

Oben betrachtete Gretas Vater seine Hände. Sie waren nicht ganz sauber.

»Ach, das Mädel!« schimpfte Greta. »Hat sie wahrscheinlich erst mit den Händen Kohle aufgelegt. Und Waschen ist auf dem Dorfe ja nicht sosehr in Mode!«

Plumm schwieg. Er kannte seine Tochter gut genug und wußte daher, daß jeder Versuch, Christa etwa verteidigen zu wollen, dem Mädchen bloß schaden würde.

Der Rechtsanwalt trat mit Christa in den Korridor.

»Christa!« rief Greta.

Das Mädchen kam.

»Zeig mal deine Hände!«

Christa wies die Hände vor. Sie waren schmutzig von der Kohle und vom Staub der Weinflaschen, das war natürlich. Aber daß sie die Hände vorzeigen sollte wie ein kleines Kind, trieb ihr die Röte in die Stirn.

»Wasch dich schnell!«, sagte Greta freundlich, nachdem sie einen Blick auf die Hände und einen auf das Gesicht des Mädchens geworfen hatte.

Deinen Hochmut, dachte sie, treib' ich dir schon noch aus.

In der Küchentür stand Dr. Johst.

»Blühend«, begrüßte er Greta, »jeden Tag blühender!«

»Ich habe keine Hand frei«, entgegnete Greta. »Setzt euch ins Wohnzimmer.«

»Und was machen Gunter und Gernot, meine beiden Patenbuben?«

Der alte Plumm lachte. »Schlafen schon und schnarchen schön«, zitierte er.

»Los, geht schon!« befahl Greta den beiden, die sich nicht von der Küchenschwelle rührten.

Sie gehorchten und verschwanden im Wohnzimmer.

Gleich darauf erschien der Kaufmann in der Küche.

»Seid ihr soweit, Maus?« fragte er. »Ich bin fertig.«

Frau Greta drehte die Gashähne auf Klein und lief ins Schlafzimmer, wo sie sich hastig umzog. Christa half ihr die Knöpfe des dunklen Kleides schließen.

Hagen öffnete die Tür seines Zimmers. Ein Tannenbaum, silbern und grün, mit roten Kerzen, leuchtete warm, und das geschnitzte erzgebirgische Krippenspiel drehte sich und klingelte silbrig eine alte Weihnachtsweise.

Sie umstanden den Baum: Hagen, hochaufgereckt

und feierlich, neben ihm die Frau, dunkel und mit viel Unruhe im Gesicht, an ihrer Seite Christa, befangen und still, dann der alte Plumm, der seinen Arm unter den Christas schob, und zuletzt, auf die Kante des Schreibtisches gestützt, der Rechtsanwalt mit einem spöttischen Lächeln in den Mundwinkeln.

Hagen räusperte sich und stimmte an. Sie sangen »Stille Nacht, heilige Nacht...«, nicht schön, nicht feierlich. Nur Christas helle Stimme erhob sich in reinem, ehrlichem Klang. Sie war die einzige, die an Weihnachten dachte, die Weihnacht empfand. Das Lied endete.

In die Stille hinein sagte Hagen: »Gesegnete Weihnacht!«

Er trat zu jedem und gab die Hand.

Dann deckte er die Geschenke auf, die auf der Schreibtischplatte lagen.

Christa erhielt das meiste. Stoff für ein Kleid, für eine Bluse, Strümpfe, Wäsche, Bücher und Süßigkeiten. Aus einem Etui nahm Hagen einen unscheinbaren, schmalen Goldring mit einer winzigen Koralle.

»Diesen Ring hat deine Mutter von ihrer Großmutter geerbt«, sagte er und schob ihr den Reif auf die linke Hand.

»Ich danke schön, Papa«, flüsterte sie und bedankte sich auch bei Frau Greta.

»Nach den Feiertagen«, versprach Greta, »geh' ich mit dir zur Schneiderin. Sie mag dir die Sachen nähen. Und nun«, rief sie aus, »zu Tisch!«

»Gott sei Dank!« entgegnete Hagen. »Mir ist schon längst so, als könnte ich eine ganze Ente allein verspachteln!«

»Tummelt euch«, forderte der Rechtsanwalt laut und lustig, »und tragt den toten Vogel auf den Tisch!«

Während des Essens unterhielten sich der Kaufmann, seine Frau und der Anwalt lebhaft über einen Scheidungsprozeß. Den alten Plumm schien diese Geschichte wenig zu interessieren, obwohl er ab und zu ein Wörtchen in das Gespräch einwarf. Dafür wandte er sich des öfteren an Christa, die zwischen ihm und Greta saß, und fragte sie nach ihrem Leben aus.

Als ihn seine Tochter deswegen unmißverständlich böse anfunkelte, schwieg er. Nur wenn er sein Glas hob, nickte er Christa zu und murmelte wohl auch einmal: »Dein Wohl, Kindchen!«

Christa fand den Weihnachtsabend gar nicht so schön, wie sie es erwartet hatte. Nachdem sie den Tisch abgeräumt hatte, saß sie noch ein Weilchen mit den anderen zusammen im Herrenzimmer, dachte versonnen an ihren Ring und ließ ihre Gedanken laufen, wohin sie mochten. Sie liefen ins Hegerhaus, zu den beiden Alten – nach Hause, dachte sie.

»Du wirst müde sein, Christa«, meinte Greta. »Geh schlafen.« Christa wünschte einem jeden eine gute Nacht und ging hinaus. An der Korridortür holte Greta sie ein.

»Schau erst noch einmal nach dem Ofen«, sagte sie.

Später lag Christa im Bett und starrte in die Dunkelheit. Ihr Herz schlug ruhig. Die Aufregung der Rückkehr ins Haus ihres Vaters war vorüber. Seltsam nüchtern schien ihr alles. Nur der Ring, den sie an ihrem Finger spürte, rief ein kleines zärtliches Gedenken an die nie gekannte Mutter in ihr wach.

Als Christa am nächsten Morgen in die Wohnung kam, stand Frau Pahlmann in ihrer ganzen Fülle in der Küche und wusch das Geschirr.

»Bist du die Neue?« fragte sie.

»Ich bin Christa Lensch«, entgegnete Christa.

»So! Und ich bin die Aufwartung, Frau Pahlmann heiße ich. Trink schnell Kaffee, die Gnädige wartet schon auf dich.« Christa wollte gehen.

»Wo willst du denn hin?« fragte die Aufwartefrau. »Der Kaffee steht hier!«

Sie goß Christa einen Topf voll, machte ein wenig Platz auf dem Küchentisch, der voll gebrauchten Geschirrs stand, und stellte einen Teller mit Kuchen hinzu.

Während Christa aß, gab ihr die Aufwartefrau Ratschläge. »Unsere Gnädige«, sagte sie, »mit der kann man gut auskommen, wenn man flink ist. Flink beim Arbeiten, flink beim Essen. Und«, sie senkte die Stimme, »wenn sie mal nervös ist, kuschen und kein Wort! Widerrede – das kann sie nicht vertragen. Das ist es«, erklärte sie vorwurfsvoll. »Ihr jungen Dinger meint immer, ihr müßtet euch vermaulieren. Das hat's in der Welt noch nie gegeben. Es ist nun mal so: Der eine hat's Geld, der andere hat zu gehorchen.«

Christa ließ sie reden, frühstückte zu Ende und ging ins Wohnzimmer, wo einer der Zwillinge leise vor sich hin quäkte, während der andere stillvergnügt an der leeren Flasche sog.

Frau Greta, die einen tiefdunkelroten Morgenrock anhatte, zog den Quäkenden vollends an.

»Guten Morgen, Mama!« grüßte Christa.

»Guten Morgen, Christa! Na, hast du gut geschlafen, ja? Das freut mich. Es ist ein nettes Zimmer, nicht?«

Sie wartete keine Antwort ab, sondern fuhr fort: »Bring den Wagen aus dem Flur herein!«

Christa holte den breiten Zwillingswagen und bettete den Vergnügten hinein.

»Das ist Gernot«, erklärte Greta. »Er ist nach mir geraten. Immer fröhlich.«

Sie lächelte Christa zu und packte den zweiten ein. »Der Gunter greint gern. Er ist mehr nach Papa.«

»Hast du schon gefrühstückt?« fragte sie plötzlich.

Christa nickte.

»Dann mag dir Frau Pahlmann helfen, den Wagen hinunterzutragen«, sagte sie und gähnte. »Vor zwei Stunden kommst du nicht heim.« Damit verschwand sie wieder im Schlafzimmer.

Christa schob den Kinderwagen kreuz und quer durch die Straßen, schaute sich die Schaufenster an und fand Gefallen an der Stadt. Dazu schien die Sonne, und die Zwillinge schliefen friedlich in ihren blaßblauen Kissen.

XXII. KAPITEL

Am frühen Weihnachtsmorgen hielt ein Mietwagen vor dem Hegerhaus. Der Fahrer und ein kleiner, breitschultriger Mann kletterten heraus und halfen einer Frau aus dem Wagen, die ein Kind, dick in Decken eingemummelt, auf dem Arme trug.

Die Frau mochte fünfunddreißig Jahre alt sein. Sie war genauso groß wie der Mann, hatte ein rundes,

fröhliches Gesicht, obzwar die Nase einen scharfen, leichtgebuckelten Rücken zeigte und die vollen Lippen bläulichblaß schienen.

Die Fröhlichkeit des Gesichtes rührte von den blauen strahlenden Augen und der gesunden Röte der Wangen her.

»Die schlafen wohl noch«, sagte die Frau verwundert, während die beiden Männer das Gepäck auf den Weg stellten.

Die Frau sprach polnisch.

Ihr Mann antwortete in derselben Sprache: »Wir hätten vielleicht doch das Telegramm schicken sollen. Am Ende sind sie gar nicht daheim.«

Der Fahrer mochte den Sinn der Sätze erraten haben.

»Sind daheim«, sagte er und wies auf den dünnblauen Rauch, der sich aus dem Schornstein kräuselte.

»Also!« Die Frau lächelte froh und lief zum Haus.

Die beiden Männer folgten mit dem Gepäck.

Jakob Lensch trat aus dem Stall und erblickte die Gäste. Er stieß seine Forke in den Schneehaufen vor der Stalltür und rief zurückgewandt: »Bloß gut, Mutter, daß du soviel Stollen gebacken hast!«

Mutter Lensch melkte eben die Kuh und verstand nicht, was der Mann jetzt plötzlich mit den Stollen wollte.

»Was?« fragte sie.

Da trat die Frau mit dem Kind auf die Stallschwelle. Mit einer dunklen, klingenden Stimme sagte sie:

»Weil ich soviel Stollen esse, Mutter!«

»Jesses!« schrie die Mutter unterdrückt auf, sprang

vom Melkschemel und kam mit dem Milcheimer zur Tür geeilt.

»Lena! Wo kommt ihr denn jetzt her?«

»Von der Straße!« antwortete die Tochter trocken, während alles an ihr vor der großen Freude des Wiedersehens lachte. Es lachten auch die Tränen, die ihr fröhlich über die Wangen kullerten. Die Mutter weinte auch.

Die drei Männer standen daneben.

Der Vater nahm den Milcheimer auf. »Ihr beiden verwässert mir ja die ganze Milch«, sagte er. »Kommt lieber in die Stube.«

Er lief eilig voraus. Wenn man sie so heulen sieht, dachte er, heult man am Ende selbst noch mit. Der Stanek, der Schwiegersohn, schaut auch schon ganz verdattert drein, schließlich wacht das Kleine auf und tut mit. 'ne schöne Heulerei wäre das!

»Was, Stanek?« brummte er. »Da trinken wir doch gleich mal einen Schnaps! Das ist besser.«

Er goß für alle ein. Aber Lena und der Fahrer lehnten ab.

»Macht nichts«, lärmte der Vater. »Trinken wir noch einen, was, Stanek?«

Lena wandte sich an den Alten: »Vertrink nicht das ganze Geld, Vater. Du mußt noch unsere Fuhre bezahlen!«

»Prost!« antwortete er und hob ihr sein Glas entgegen. »Zahle ich, zahle ich zweimal.«

Da der Fahrer nicht mitfrühstücken wollte, erhielt er sein Geld und einen halben Stollen und fuhr davon.

Das Frühstück mußte der Vater zubereiten; Lena saß bei ihm in der Küche und stillte das Kind.

Stanek schaffte das Gepäck nach oben und packte aus.

Die Mutter ging in den Stall, um zu Ende zu melken.

»Christa schläft wohl noch?« fragte Lena, als sich ihr Mädchen satt getrunken hatte. Sie legte es in der Stube aufs Sofa. »Sie ist nicht da«, brummte der Vater und lief wieder in die Küche.

Er brachte das Geschirr herein.

»Dein Topf ist noch da, Lena.« Er zeigte der Tochter einen braun-weiß gepunkteten Kaffeetopf.

»Tatsächlich!« Lena freute sich. Aber gleich fragte sie. »Wo ist sie denn?«

Der Vater stellte sich schwerhörig. »Wer?«

»Nu, Christa!«

»Weg. In Freiwald«, murrte er.

»Wo?« Lena fuhr auf. »Bei dem ...?«

»Ja, bei dem.«

Die Mutter kam aus dem Stall.

»Mutter«, wandte sich Lena erregt an sie, »habt ihr das Kind wirklich diesem – diesem Hagen gegeben?«

»Was hätten wir denn tun sollen, Lena?« meinte die Mutter bekümmert. »Wir konnten sie doch nicht hindern. Es ist doch schließlich ihr Vater.«

»Vater! Schöner Vater!« ereiferte sich die Tochter.

Da trat der Schwiegersohn in die Stube. Er trug einige Sachen in der Hand.

Er reichte der Mutter eine dicke Jacke aus starker grauer Schafwolle und ein warmes wollenes Schultertuch.

»Lenas Fabrikation«, erklärte er. »Sie strickt immer noch leidenschaftlich.«

Lena sah zufrieden, daß Mutter sich über die Sa-

chen freute, und wandte sich an den Vater: »Für dich ist es immer schwierig, Vater, etwas Rechtes zu finden.«

»Aber«, sagte Stanek, »wir hoffen, daß wir etwas Passendes gefunden haben!« Damit holte er aus einer großen Tasche eine ganze Musterkollektion polnischer Schnäpse.

»Nu«, der Vater lächelte alle der Reihe nach an, »ich glaube, wärmen tut das auch so gut wie Mutters Schafwolle!«

Die Tasche war noch nicht leer. Stanek zog einen rot und einen blau bedruckten Leinenstoff hervor.

»Wo ist denn das Fischlein überhaupt?« fragte er.

»Weg!« sagte Lena und erzählte ihm, daß Christa bei ihrem Vater sei.

Die Hegersleute versuchten zu erklären, wie es dazu gekommen sei, und meinten, daß Christa vielleicht doch wiederkäme.

Lena bekam ganz zornige Augen:

»Wenn sie erst einmal dort ist«, rief sie, »dann bleibt sie auch dort. Ich kenne ihn gut genug und weiß, wie er damals Esther den Kopf verdreht hat. In ein paar Wochen hat er das Kind verdorben, ganz und gar!«

»Vielleicht kommt sie doch dahinter, was für ein Lump er ist«, meinte der Heger.

»Ihr hättet es ihr sagen sollen! Das Mädchen ist alt genug, die Wahrheit auszuhalten!« schalt Lena. »Aber nicht alt genug, allein hinter die Wahrheit zu kommen.«

Plötzlich entschied sie: »Der Hagen hat Christas Mutter auf dem Gewissen. Ihr habe ich versprochen, das Kind zu retten. Ich hab's damals getan, und ich mache es jetzt noch einmal. Ich fahre hin und hole Christa heim!«

Am Nachmittag, als alle Geschwister Lenas zu Besuch kamen, fand sich eine überraschende Möglichkeit für Lena, nach Freiwald zu gelangen.

»Ich fahre morgen nachmittag nach Dresden«, erklärte der Bruder, »ich habe eine Seitenwagenmaschine, da kannst du mitkommen, und Christa kann heimzu auf dem Sozius sitzen.«

»Allerdings«, fügte er hinzu, »muß ich um acht Uhr zur Schicht.« Er war Elektromechaniker und arbeitete im Elektrizitätswerk der Kreisstadt.

»Ich fahre mit«, sagte Lena.

XXIII. KAPITEL

Der erste Feiertag verlief in Hagens Haus friedlich und schön. Hagen und seine Frau unterhielten sich stundenlang mit Christa über ihre Berufspläne, über Bücher, die sie gelesen, über Filme, die sie gesehen hatte, und abends ging Greta mit ihr ins Kino.

Mit Hagen allein zu reden ergab sich keine Gelegenheit, und mit Greta mochte Christa nicht über ihre Mutter sprechen.

Am zweiten Weihnachtstag fuhr Christa vormittags wieder mit den Zwillingen aus.

Sie kam erst kurz vor Mittag heim. Sie fand nur Hagen in der Wohnung vor. »Mama ist eingeladen«, erklärte er ihr, »und kommt erst gegen Abend zurück.«

Er stand in der Badezimmertür, anscheinend in bester Laune. »Wir versorgen schnell zusammen die beiden«, schlug er vor, während er mit Christa hinunter-

ging, den Kinderwagen zu holen. »Dann machst du das Essen fertig – es steht schon alles parat –, ich decke inzwischen den Tisch, und wir essen fein gemütlich! Und eine Flasche Wein holen wir uns natürlich auch!«

Es ging alles wunderbar: Die Zwillinge erwiesen sich als vernünftig, der elektrische Herd, den Hagen erklärte, machte Christa Freude, der Gänsebraten schmeckte sehr gut, und das große Glas süßen rotgoldenen Weines trank Christa bis auf den letzten Tropfen aus.

Gemeinsam wuschen sie auf: Hagen war lustig und behauptete, gehorchen müßten sie – er und Christa – schon, denn Mama sei der Herr im Hause. Ein freundlicher König sozusagen, solange die Untertanen brav seien.

Christa lachte zu seinen Reden und fand den Papa nett.

Schließlich fragte er, was sie dazu dächte, wenn er sich jetzt ein halbes Stündchen langlegte und sie ein schönes Bad nähme.

Christa war einverstanden. Vergnügt streckte sie sich in der gekachelten Badewanne aus und sang leise vor sich hin. Das Wasser war gelblich und duftete herrlich. Papa hatte eine Badesalztablette hineingetan.

Nach dem Bad war sie müde, aber zugleich weich und froh gestimmt. Sie ging ins Wohnzimmer.

Hagen setzte sich im Sofa auf und winkte sie zu sich.

Das Radio spielte leise schöne alte Weihnachtslieder.

Schweigend saßen sie nebeneinander.

Nach einer Weile legte Hagen den Arm um Christas Schultern.

»Gefällt es dir bei uns?« fragte er.

Schläfrig-zufrieden gab Christa Antwort: »Ja, sehr, Papa.«

Sie fühlte, daß die Entscheidung nahe war. Sollte Papa entscheiden. Ich bin so müde und so froh, dachte sie, ich mag jetzt nichts überlegen.

Hagen dachte: Die Sache ist klar, sie bleibt hier. Es ist besser, ich frage nicht zuviel. Mit der Oberschule, da sieht Greta einseitig. Man muß ans Geschäft denken dabei. Wir können uns viele Kunden vermiesen, wenn wir das Mädchen nicht gut behandeln. Umgekehrt kann's sogar eine Reklame werden. Ich muß Greta davon überzeugen.

»Papa«, sagte Christa bittend, »zeigst du mir jetzt die Fotos von Mutti?«

Verdammt, dachte Hagen, das hat sie nicht vergessen.

»Es wird uns traurig machen, mein Kind«, sagte er, »Dich und mich.«

»Bitte, Papa!« bat sie. »Ich habe noch nie ein Bild von Mutti gesehen. Ich weiß nicht einmal, wie sie mit dem Mädchennamen geheißen hat.«

»Esther«, antwortete Hagen und nahm seine Hand von ihrer Schulter. »Esther Ehrenstein. Ihr Vater war ein berühmter Literaturwissenschaftler.«

»Zeige mir doch die Bilder, Papa, bitte!«

»Du siehst ihr ähnlich.« Er stand auf. »Es ist wirklich schade um unseren schönen Nachmittag!«

»Nein, Papa, bestimmt nicht. Ich werde nicht traurig sein. Ich verspreche es. Aber ich will doch die Bilder sehen.«

»Morgen zeige ich sie dir.«

»Warum morgen, warum nicht heute? Bitte, Papa!«

Hagen wurde ungeduldig. »Weil ich mir nicht die Stimmung verderben will. Überhaupt solltest du nicht soviel an deine tote Mutter denken. Du hast Mama, und sie ist jetzt deine Mutter.«

Christa schwieg betroffen.

Hagen setzte sich in einen Lehnsessel. »Siehst du«, sagte er, »schon bist du traurig. Die Stimmung ist weg.«

Christa antwortete nicht.

Hagen betrachtete sie und glaubte, er müsse einlenken.

»Sieh mal an, Christel«, sprach er mit weicher Stimme. »Man soll nicht in der Vergangenheit herumgraben. Immer Kopf hoch und die Gedanken voran!«

Christa schüttelte den Kopf. »Das stimmt aber nicht immer«, meinte sie nachdenklich. »Daß ich von meiner Mutti weiß, wie sie war und wie sie ...«, sie stockte, »wie sie gestorben ist, das ist für mich notwendig. Verstehst du das nicht, Papa?«

Hagen wurde schon wieder ungeduldig. »Unsinn!« sagte er kurz.

»Nein, Papa«, Christa ereiferte sich, »das ist kein Unsinn. Sieh mal, du hast doch Mutti auch sehr lieb gehabt ...«

»Ja doch. Zu sehr«, antwortete Hagen mürrisch.

Christa stutzte und verlor ihren Faden.

»Zu sehr?« fragte sie leise, ungläubig.

Hagen lachte ärgerlich. »Na ja, sonst hätten wir ja nicht geheiratet!«

Dem Kaufmann wurden die Fragen der Tochter unbequem. Er stand auf und ging hinaus.

Christa sann dem Ton seiner letzten Worte nach.

Als er wieder hereinkam, fragte sie: »Tut es dir leid, daß du Mutti geheiratet hattest?«

Hagen fuhr herum. »Nein!« sagte er laut und böse Christa ins Gesicht.

Christa erschrak vor dem Bösen in seinen Augen, das ihn plötzlich wieder fremd werden ließ. Kühl und ernüchtert schaute sie auf seine Hände, die zornig und hart an den Radioknöpfen fingerten. Es macht ihn böse, wenn er von meiner Mutter sprechen soll, dachte sie. Sie wußte, daß sie darauf keine Rücksicht nehmen durfte. Jäh fühlte sie, daß nichts zwischen Hagen und ihr entschieden sei, daß aber alles entschieden werde durch das, was der Kaufmann von der Ehe und dem Tod ihrer Mutter wußte und worüber er nicht sprechen wollte.

Christa setzte sich sehr gerade hin und sagte: »Ich möchte aber, bitte, trotzdem die Fotos sehen.«

»Ich habe gesagt, nein«, entgegnete Hagen ruhig.

Er holte sein silbernes Zigarettenetui aus der Tasche und brannte sich eine Zigarette an.

Er hat mir erzählt, daß er es von Mutti hat, dachte sie. Er hat mich angelogen.

»Ich glaube«, sagte sie langsam und sah ihn offen an, »du hast gar keine Fotos von Mutti.«

Hagen schoß der Zorn in die Stirn. Mühsam beherrscht entgegnete er: »Du bist die richtige Tochter deiner Mutter!« Er versuchte zu lächeln. »Genauso dickköpfig und raffiniert.«

»Nicht wahr, du hast keine?« wiederholte Christa ernst, als hätte sie seine Worte nicht gehört.

Hagen sprang auf. »Komm!« befahl er.

Christa trat hinter ihm in sein Zimmer. Er holte

einen Schlüsselbund aus der Hosentasche und stieß einen Schlüssel in die unterste Schublade seines Schreibtisches.

»Damit du deinen Vater nicht länger für einen Lügner hältst«, murrte er ungnädig, »zeige ich sie dir.«

Er schloß die Schublade auf, zog sie ein wenig auf und sagte: »Nein! Nun gerade nicht! Zur Strafe für dein freches Benehmen!«

Er drehte den Schlüssel wieder herum.

»Ich war nicht frech«, sagte sie still.

»Hol mir meine braunen Schuhe!« befahl er. »Ich gehe zu Johst. Mamas Vater kommt wahrscheinlich her. Du sagst ihm, ich sei dort.«

Als er weg war, schaute Christa nach den Zwillingen. Sie schliefen noch. Dann stieg sie in ihre Kammer hinauf. Sie klappte den Spiegel im Tisch hoch und betrachtete sich genau. Nicht sich sah sie an, sondern die Mutter, der sie ähnlich sei.

Plötzlich erinnerte sie sich des einen Kästchens, das nicht aufgehen wollte. Vielleicht war irgend etwas – ein Band vielleicht – von der Mutter darin.

Sie ruckte und zerrte an dem Kästchen. Jäh gab es nach. Ein vergilbtes, einst blaßblaues Papier kam zum Vorschein. Das hatte geklemmt.

Christas Herz klopfte. Ein Brief! Vielleicht hatte Mutti ihn geschrieben.

Es war ein Brief an Greta, geschrieben vor zehn Jahren.

»Wieder gelogen«, murmelte Christa und klappte den Spiegel zu, vor dem nicht ihre Mutter, sondern Greta gesessen hatte. Unten schrillte die Glocke.

Es war der alte Plumm. Sie richtete ihm Hagens

Auftrag aus. Plumm sah sie prüfend an und fragte: »Hast du Kummer, Kind?« Christa schüttelte den Kopf.

»Wirklich nicht?« meinte er zweifelnd, zog ein Päckchen aus der Tasche und reichte es ihr. »Ein Paar Strümpfe für dich. Aber sag Greta – der Mama, meine ich – nichts davon!«

Er lächelte ihr verschmitzt zu und wandte sich zum Gehen.

»Onkel Plumm«, fragte Christa, »wie alt war Mama, als du ihr das Mädchenzimmer geschenkt hast, wo ich jetzt schlafe?«

»Zur Konfirmation hat sie's bekommen«, entgegnete Plumm, erstaunt über die Frage. »Was ist denn damit?«

»Nichts«, versicherte Christa schnell. »Ich danke dir schön für die Strümpfe.«

Sie schloß hinter ihm die Haustür wieder zu.

Im Herrenzimmer bückte sich Christa nach Hagens Hausschuhen, um sie wegzuräumen.

Da sah sie es: Hagen hatte die Schublade, bevor er den Schlüssel wieder herumdrehte, nicht zurückgeschoben. Die Schublade war offen!

Christa zog sie auf. Fünf Fotoalben verschiedener Größe und unterschiedlichen Umfangs lagen dort.

Sie schlug das erste Album auf. Kinderbilder – Hans Hagens Lebensweg vom Eisbärenfell bis zum Bierglasschwingen der mittleren Reife im Jahre 1922.

Sie ließ das Album achtlos auf den Teppich fallen.

Auf dem ersten Blatt des zweiten stand mit weißer Tusche:

»Schön ist die Jugendzeit . . .«

Hagen als Abiturient, Hagen in einer Weberei, Hagen in Bremen zwischen riesigen Ballen Baumwolle,

Hagen am Lenker eines Motorrades, Hagen im Ruderkahn, Hagen in den Bergen, Hagen vor dem Brandenburger Tor, Hagen mit Freunden, mit Freundinnen. Darunter mit weißer Tusche Ort, Datum, Namen von Städten und Landschaften, von Männern und Mädchen.

Der Name Esther tauchte nicht auf, nicht das Gesicht, das Christa glaubte sofort zu erkennen.

Im dritten Album war das erste Blatt sorgfältig herausgetrennt. Auf der nächsten Seite ein Bild: Hagen vor dem Völkerschlachtdenkmal in Leipzig, mitten durchgeschnitten das Denkmal im Hintergrund, in der Mitte zerschnitten das Foto.

Darunter in Weiß: »Erster Ausflug« – das folgende war mit gleicher Tusche dick überpinselt – »22. 8. 30«.

Christas Herz klopfte zum Zerspringen. Hier hatte Mutti gestanden.

Heftig riß sie die Seite herum, die nächste, die dritte, die vierte: zerschnittene Bilder, herausgeschnitten, was neben Hagen war! Unleserlich gemacht die Schrift darunter. Die Daten – 1930, 1931, viele in Leipzig, in der Umgebung Leipzigs.

Hier – Hagen auf einer Parkbank, abgeschnitten sein rechter Arm, der sich um eine Mädchenschulter gelegt hatte, an seiner rechten Hüfte etwas, was nicht zu ihm gehört – ein Stück Handtasche wohl, darauf ein Monogramm: klar erkennbar zwei ineinandergestellte E!

Christa durchblätterte das Album, suchte mit gierig-brennenden Augen die Fotos ab, die halben, die viertel Fotos – das Stückchen Handtasche blieb das einzige, was die Schere Hagens nicht sorgfältig herausgeschnitten hatte.

Hagen als Bräutigam im Frack, oval ausgeschnitten, hinweggeschnitten die Braut.

Darunter stand: »Unsere Hochzeit: 14. 9. 32.«

Danach folgten die Bilder spärlicher. Oft blieben nur winzige Köpfe von Hagen übrig. Die Unterschriften waren herausgetrennt.

Ein letztes Bild: Hagen beugt sich über einen Kinderwagen. Vom Kind ist nichts zu sehen. Darunter das Datum: »23. 7. 38.«

Vierzehn Tage nach meiner Geburt, dachte Christa.

Und dann fand sie kein Bild mehr von sich; kein Bild mehr, aus dem die Mutter hätte herausgeschnitten werden können. Ein armes Stückchen Handtasche war alles, was von Mutti geblieben war. Nein, da waren ja noch die Bettbezüge, da war altes Silber im Kasten mit dem gleichen verschnörkelten Monogramm, das der Ring mit der Koralle an seiner Innenseite trägt.

Drüben weinte ein Zwilling auf.

Langsam packte Christa die Alben wieder in das Fach und schob die Lade zu, so weit es ging.

Sie nahm die Zwillinge aus ihrem Bettchen und kleidete sie an. Die Nazis haben Mutti aus dem Leben ins Lager gestoßen, dachte sie. Sie schauderte zurück und dachte doch zu Ende: Krematorium. Sie bettete die Zwillinge in das Stubenwägelchen.

Er hat sie aus den Bildern ausgeschnitten, ins Feuer geworfen. Sie verbrannten die ermordete Mutter, er verbrannte, was von ihrem Leben zeugte.

Er war mit ihnen einverstanden.

Er tat das gleiche. Freiwillig. Von niemanden gezwungen. Er ist zu feige, das einzugestehen.

Aber er hielt es für richtig. Hält es auch jetzt noch

für richtig. Beides: daß er die Bilder verbrannte, daß sie Mutti vergasten.

Der eine Zwilling lächelte sie an.

Verloren lächelte Christa zurück. Mein Halbbruder. Deine Mutter lebt. Die meine ist tot.

Dein Vater ist nicht mehr mein Vater.

Der Zwilling krähte vergnügt. Christa riß ihn aus dem Wägelchen und drückte ihn in wilder Zärtlichkeit an sich.

Ein Motorrad knatterte durch die stille Straße, hielt. Es klingelte.

Christa nahm den Schlüssel und lief öffnen.

Vor der Tür stand eine dick eingemummelte Frau. Ihr Gesicht blieb im Schatten. Christa erkannte die Frau nicht.

Sie sagte: »Herr und Frau Hagen sind nicht . . .«

Da rief der Motorradfahrer von der Bordkante her: »'n Tag, Christa!«

»Sie kennt mich tatsächlich nicht mehr!« sprach die Frau. Die Stimme war wohlklingend und tief.

»Lena!« murmelte Christa.

Der Bruder trat auf den Starter. »In einer halben Stunde hole ich euch!«

Er fuhr davon.

Lena nahm Christa fest bei den Schultern und schaute sie an: »Ein Mädel bist du geworden! Und deiner Mutter wie aus dem Gesicht geschnitten.«

Christas Augen blieben dunkel, und ihr Mund lächelte nicht.

»Was starrst du mich denn so an, Christel? Bin ich dir denn so fremd geworden?«

Christa schüttelte den Kopf.

»Er ist also nicht daheim?« fragte Lena.

»Nein.«

»Auch gut«, meinte Lena nach kurzem Nachdenken, »dann gehn wir hinauf, packen deine Sachen und . . .«

»Nein«, sagte Christa. Sie schloß die Haustür hinter ihnen ab. Lena fuhr verdutzt herum. »Du willst nicht mit heim?«

»Erst muß ich mit ihm sprechen«, entgegnete das Mädchen. »Und du sollst mir alles erzählen.«

»Das Recht hast du«, antwortet Lena, »und du sollst es wissen!« Oben im Zimmer sagte sie: »Setz dich!«

Ohne einen Blick für die Umgebung ließ auch sie sich nieder, legte die breiten Hände mit den kurzen, kräftigen Fingern in den Schoß.

»Du sollst alles erfahren«, sprach sie. »Damit du weißt, was du tun mußt.«

»Ich weiß es«, sagte Christa.

Lena sah sie prüfend an, nickte und begann zu erzählen. Christa hörte ihr zu, still und ohne sie ein einziges Mal zu unterbrechen.

Lena erzählte:

»Wie es angefangen hat zwischen deiner Mutter und ihm, habe ich selbst nur gehört.

Sie war sechzehn, ging noch auf die Schule, als er ihr den Kopf verdrehte. Er war damals Angestellter bei einer großen Leipziger Firma und muß wohl ein hübscher Mann gewesen sein.

Zwei Jahre später heirateten sie. Esther war ein reiches Mädchen. Sie hatte viel Geld von ihrer Großmutter geerbt.

Mit diesem Geld kaufte Hagen das Haus hier und richtete sich das Geschäft ein.

Das Geschäft ging zunächst flott, und Hagen war zu dieser Zeit wohl auch gut zu deiner Mutter.

Dann kamen die Nazis. Und es änderte sich alles, im Geschäft und in ihrer Ehe.

Du weißt, daß deine Mutter Jüdin war.

Hagen ging mit ihr nicht mehr auf die Straße, ihre Freundinnen besuchten sie nicht mehr und luden sie auch nicht mehr zu Besuch ein.

In dieser Zeit schon war sie sehr oft und lange bei ihren Eltern. 1934 kam ich zu ihnen nach Leipzig, ich war ein junges, dummes Mädel vom Dorf.

Der alte Herr Ehrenstein, dein Großvater, war ein großer, schlanker Mann, der den ganzen Tag und die halben Nächte in seinem Studierzimmer saß und in alten Büchern und Papieren las. Dazu brauchte er ein sehr starkes Vergrößerungsglas, so schlecht waren seine Augen.

Früher war er Professor an der Universität gewesen und hatte viele Bücher herausgegeben, dann durfte er es nicht mehr.

Deine Großmutter war ein armes altes Weibl, sie hatte ein krankes Herz.

Sie waren alle beide sehr gut zu mir und hatten viel Geduld, bis ich alles gelernt hatte, den Haushalt und richtig zu kochen. Am Anfang konnte ich nur Bratkartoffeln machen – wie sie Mutter macht – und Rindfleisch kochen.

Esther kam oft und blieb lange. Wir mochten uns beide sehr gern, obwohl sie fünf Jahre älter war als ich.

Als ihre Mutter, deine Großmutter, im Jahr darauf starb, wurden wir Freundinnen.

Sie erzählte mir vieles von ihrem Leben in Freiwald,

manches war schlimm, aber das Schlimmste kam erst später.

Dein Vater hatte einen Freund, einen kleinen, buckligen Rechtsanwalt – seinen Namen habe ich vergessen –, das muß ein ganz schlechter Mensch gewesen sein. Er war nicht Mitglied der Nazipartei, aber er war schlimmer als manche von ihnen. Er grüßte deine Mutter nicht einmal, wenn er zu ihnen ins Haus kam.

Nach Geld war Hagen wohl schon immer gierig gewesen. Er schickte den Nazis durch den Anwalt heimlich große Summen, weil er für sie liefern wollte. Damals konnte man mit braunen Hemden und Blusen sehr gute Geschäfte machen.

Schließlich schrieb der Anwalt deinem Vater einen Zettel – Esther hat ihn gelesen –, daß er einen großen Uniformauftrag bekommen würde, wenn er nicht eine Jüdin zur Frau hätte.

Da warst du schon auf der Welt, es war im Oktober 1938. Dein Vater war feige, er hat versucht, deine Mutter aus dem Haus zu treiben – er hat sie geschlagen.

Sie ging aber nicht. Du mußt wissen, daß es damals böse, unmenschliche Gesetze gab gegen alle Menschen, von denen die Nazis behaupteten, sie seien Nichtarier. War aber eine jüdische Frau mit einem arischen Mann verheiratet, war sie gegen das Gesetz, das sie in Nürnberg erlassen hatten, geschützt. Sie durfte zwar auch dann vieles nicht, aber sie durfte leben – und ihre Kinder durften leben.

Weil deine Mutter dich hatte, ging sie nicht aus dem Haus. Einem Mann, der trotzdem zu seiner Frau hielt, machten die Nazis viel Schwierigkeiten.

Hagen wollte aber mit ihnen Geschäfte machen und

reich werden. Da verstieß er deine Mutter und dich. Er wußte, daß er euch damit schutzlos machte. Er wußte es genau, daß er euch das Leben nahm. Er tat es am 2. November 1938.

Schon am übernächsten Tag durfte er Uniformen verkaufen an die Nazis, an die SA und an die SS.

Deine Mutter kam mit dir nach Hause, nach Leipzig. Sie war krank vor Furcht und Schmerz. Sie konnte dich nicht mehr stillen. Dein Großvater glaubte an keine Gefahr.

Am 9. November kamen sie, sie hatten Uniformen an, wie sie ihnen Hagen verkaufte.

Deine Mutter und ich, wir schliefen schon, dein Großvater saß in seinem Studierzimmer.

Sie brachen die Tür auf, bevor ich öffnen konnte. Sie stießen mich beiseite, daß ich in den großen Flurspiegel flog.

Als ich wieder zur Besinnung kam, zerrten einige deinen Großvater aus seinem Zimmer. Sein Gesicht war ganz voll Blut. Andere warfen seine Papiere und Bücher zum Fenster hinaus und schlugen in der Wohnung alles kurz und klein.

Sie banden den alten Mann und prügelten ihn mit Stöcken. Da sprang deine Mutter dazwischen und stellte sich vor ihren Vater.

‚Weg, du Judensau!' brüllte einer.

Doch sie klammerte sich an ihren Vater und schützte ihn mit ihrem Leib vor den Schlägen. Er war aber schon bewußtlos. Sie schlugen sie.

Dann stießen die Unmenschen deine Mutter beiseite, daß sie liegenblieb.

Zwei packten den alten Mann und schleppten ihn

zur Tür. Da sprang deine Mutter auf und legte beide Arme um ihren Vater. Sie wollte ihn festhalten.

Da kam der Anführer dazu.

Er lachte und grölte: ‚Wenn sie absolut mit will, die Sarah, dann nehmt sie doch mit!'

Sie rissen ihre Hände von dem Vater und stießen und schlugen auch sie zur Tür hinaus.

Auf der Schwelle wandte sie den Kopf zurück. Sie hatte den Mund weit auf vor Schmerzen.

Sie murmelte: ‚Christa.' Sie sagte es zu mir.

Ich habe kein Wort herausbringen können, aber sie hat es mir von den Augen abgelesen, das Versprechen, ihr Würmchen zu retten.

Sie trieben mich zurück.

Ich rannte und trug dich aus ihrem Bett in das meine. Keiner bemerkte es. Ich kroch ins Bett und deckte mich zu. Du lagst zwischen meinen Beinen.

Ich heulte – laut wie ein Tier.

Einer kam in meine Kammer.

‚Heul nicht, Judenmagd!' schrie er.

Daß du unter den Kissen weintest, hörte er nicht.

Sie waren mit einem Lastwagen gekommen. Mit ihm fuhren sie deine Mutter und deinen Großvater und viele andere ins Lager.

Dein Großvater starb auf dem Wege dahin. Deine Mutter brachten sie nach Ravensbrück.

Später, als ich Stanek schon kannte, konnte ich ihr manchmal etwas ins Lager schmuggeln. Durch Stanek und seine Freunde erhielt ich auch einen Brief – ein Zettelchen von ihr.

‚Hüte mein Kind. Dank.' Sonst stand nichts auf dem Zettel. Das war im Januar 1942,

Einen Monat später lebte deine Mutter nicht mehr. Sie hatten sie umgebracht und verbrannt.

Dich aber brachte ich damals, gleich am nächsten Morgen, zu deinem Vater. Er war vor Gericht noch nicht von deiner Mutter geschieden.

Bevor ich erzählen konnte, fuhr er mich an: ‚Was schleppen Sie das Kind her? Es geht mich nichts an!'

Ich fragte, was mit dir geschehen solle.

Er wußte gleich, was passiert war. ‚Schaffen Sie's ins Waisenhaus', sagte er.

Das wollte ich nicht. ‚Ich bringe es zu meinen Eltern', sagte ich. ‚Aber nicht als m e i n Kind!' entgegnete er.

Wir hatten auf dem Korridor gestanden, er ließ mich gar nicht ins Zimmer.

Als ich gehen wollte, fragte er: ‚Ist sie – ich meine, meine . . .', er deutete auf dich, ‚seine Mutter . . .?'

‚Tot', sagte ich. Ich glaubte es selbst.

Und heute noch weiß ich es, beim Leben meines Kindes weiß ich es, daß es ihm so recht war. Er fragte nicht einmal nach ihrem Grab, damals nicht und später nicht.

Als ich unten am Laden vorbeiging, hängte ein Maler ein neues Schild an Hagens Tür. Darauf stand: ‚Zugelassen für Lieferungen an alle NS-Formationen.'

Ich brachte dich nach Hause, und wir gaben dir unseren Namen, damit du Schutz hättest vor denen, die deine Mutter ermordeten.«

»Und zu denen mein Vater gehörte«, schloß Christa leise.

Lena nickte schweigend. Christa sagte: »Ich danke dir, Lena – für Mutter und für mich.«

Lena stand auf.

»Pack deine Sachen und komm!«

»Nein«, Christa schüttelte den Kopf. »Ich muß es ihm sagen.«

Das Motorrad, in dessen Seitenwagen Lena saß, rollte schon durch Dresden, als Hagen nach Hause kam.

Er kam und verlangte seine Hausschuhe.

Christa brachte sie herbei und blieb vor ihm stehen.

Sie sagte: »Ich möchte dich etwas fragen.«

Er hob den Kopf. »Was willst du denn?« Er war immer noch mißgelaunt.

»Auf welche Weise ist meine Mutter gestorben?«

»Bei einem Unfall.« Er sagte es leichthin und griff nach seinem Buch, an dem er immer noch las.

Christa schluckte. »Und wo ist sie begraben?«

»In Leipzig.«

»Du lügst«, sagte Christa langsam. »Mutter hat kein Grab.«

Hagen legte das Buch beiseite, erhob sich langsam aus seinem tiefen Sessel und schlug ihr ins Gesicht.

»Ich werde dich lehren! Du hast die ganze Frechheit ihrer Rasse!« Christa, blaß bis in die Lippen, die linke Wange rot von seinem Schlag, sah ihm gerade in die Augen.

Vor diesem Blick kam Hagen etwas wie Furcht an.

»Ich wollte wieder deine Tochter sein«, sagte Christa leise, »wenn es dir leid getan hätte, was geschehen ist.«

Sie ging zur Tür.

Hagen tat, als hörte er nicht.

An der Tür wandte sie sich um. »Du bist der Mörder meiner Mutter«; sie klagte ihn an ohne ein Zittern in

der Stimme. »Und du bist es heute ohne Reue.« Hinter dem Mädchen, das langsam zur Mansarde hinaufstieg, fiel die Türe zu.

Aus Hagens Gesicht schwand die Wut; langsam setzte er sich in den Sessel und stierte mit leeren Augen vor sich hin.

Christa nahm ihren Koffer. Die Geschenke ließ sie alle liegen, nur den Ring behielt sie am Finger.

Die Haustür war geschlossen. Christa hatte keinen Schlüssel. Sie lehnte sich an die Mauer.

Die Frau kommt bald, dachte sie. Bevor sie mich im Dunkeln erkennt, springe ich auf die Straße.

Ein Motorrad tuckerte vorüber. Das Geräusch erstarb.

Eine Glocke schlug. Acht Uhr. Jetzt muß Lenas Bruder zur Schicht. Ich werde Lehrerin werden. Lehren, damit es nie mehr so wird wie damals.

Jemand kam. Gemurmel.

Der Schlüssel wurde ins Schloß gestoßen. Christa nahm das Köfferchen auf. Die Tür öffnete sich, Christa riß sie vollends auf und drängte hinaus.

»Hoppla!« sagte erschrocken ein Mädchen.

Ein Bursche faßte Christa am Arm, hielt sie fest.

»Langsam!« sagte er. »Wer sind Sie? Woher kommen Sie?«

»Lassen Sie mich los«, verlangte Christa.

Der Bursche ließ ihren Arm nicht los.

»Wie heißen Sie? Und was wollten Sie in dem Haus?« wollte er wissen.

Das Mädchen trat auch näher.

»Ich heiße Christa Lensch und . . .«

Jählings ließ sie der Bursche los.

»Dunnerwetter!« murmelte er überrascht. »Klar«, rief er dann, »klar sind Sie Christa!«

Christa murmelte verdutzt: »Woher kennen Sie mich denn?«

Dunnerwetter lachte. »Wer wohnt denn hier in der Gegend«, fragte er, »und schleppt Fotos von einem Mädchen Christa und einem Rehbock mit sich, he?«

Christa mußte lächeln. »Peter.«

»Richtig!« lobte der Bursche. »Der gute Peter, mein Freund und Forstgenosse!« Nun wurde er wieder ernst: »Was machen Sie denn hier? – Übrigens«, fuhr er fort, bevor Christa antworten konnte, »dies liebe Mädchen hier stammt auch aus Pannewitz. In etwa siebenundzwanzig Jahren feiern wir beide Silberhochzeit zusammen.«

Die Mädchen reichten sich die Hand.

Christa sagte, zu beiden gewandt: »Ich will heim!«

»Jetzt?« Erika wunderte sich. »Jetzt geht kein Zug mehr.«

Christa dachte, ich gehe zu Onkel Plumm oder ...

Sie fragte: »Wie weit ist das bis Tharandt?«

Dunnerwetter gab Bescheid. »Zu laufen weit, mit dem Motorrad nah.« Er wandte sich an Erika. »Geh inzwischen hinauf, ich bringe sie zu Peter.«

Als er zwanzig Minuten später neben Christa die Treppe zu Peters Wohnung hochstieg, fragte er: »Kann ich ‚du' zu dir sagen?« Christa nickte lächelnd.

Er erklärte: »Weil ich dich doch schon so lange kenne ...«

Oben öffnete ihnen ein etwa siebenjähriger Junge im Schlafanzug.

»Tag, Horstchen«, sagte Dunnerwetter. »Ist Peter da?«

»Nein«, antwortete der Kleine. »Ich bin ganz allein. Vati und Mutti sind im Kino.«

»Und du mußt schlafen, was?«

»Tu ich ja«, behauptete Horstchen vorwurfsvoll. »Aber wenn's klingelt . . .«

»Gute Nacht!« sagte Dunnerwetter. »Marsch, marsch!«

Der Kleine lachte und verschwand.

Dunnerwetter führte Christa in Peters Zimmer und gleich zu dem seltsamen Schreibtisch. Er zeigte ihr das Foto. »Hier stehst du immer.« Dann fragte er: »Willst du lieber mitkommen und solange mit Erika und mir zusammen sein?«

»Ich warte hier«, entgegnete Christa.

»Er wird bald kommen«, sagte er und gab ihr die Hand.

»Und Augen wird er machen – wie ein Dunnerwetter!«

Christa wurde ein wenig rot und dankte ihm.

Er wünschte ihr eine gute Nacht und lief hinunter.

Als Peter zwei Stunden später nach Hause kam, fand er Christa, in sein Deckbett eingemummelt, schlafend auf dem alten grünen Plüschsofa vor.

Er beugte sich über sie.

Sie schien den Blick zu spüren, blinzelte schlaftrunken in das helle Licht und murmelte: »Peter?«

»Ja«, sagte Peter.

Mehr war nicht nötig zu fragen und nicht nötig zu antworten. Das Mädchen hob die Arme und legte sie dem Jungen um den Hals. Sie küßten sich – scheu wie Kinder und reif in der Gewißheit gemeinsamen Lebens.

Dann erzählte Christa alles – vom Kirmestanz bis zur Flucht aus Hagens Haus.

Sie schwiegen lange. Sie hielten sich fest an den Händen. Es gab nichts, was noch zu sagen wäre. Alles war klar, die Vergangenheit und ihr Anteil am Bild der Zukunft.

»Du wirst lernen, und ich werde lernen«, sagte Peter. Dann lächelte er. »Aber jetzt koch' ich dir einen Tee und bringe dir Abendbrot. Und du«, er stand auf, »ziehst dich inzwischen aus – dein Kostüm wird ja schön zerknautscht sein – und legst dich ins Bett!«

Leise fragte Christa: »Und du?«

»Ich gehe zu Dunnerwetter«, entgegnete Peter, schon an der Tür. »Und morgen fahren wir beide zusammen nach Hause.«

Die Hegersleute saßen allein schweigend in der abenddunklen Stube beisammen, als Christa und Peter eintraten.

Noch bevor Christa das erste Wort hervorbrachte, sagte der Heger: »Mach Licht!«

Peter drehte den Schalter. Hell sprang das Licht auf. Wie aus der Lampe, schien es aus den Gesichtern zu kommen – den zwei alten und den zwei jungen.

Zwei Wochen später erkannte das Gericht das Sorgerecht für Christa den Hegersleuten zu. Zwischen ihnen und dem Jugendamt wurde ein Adoptivvertrag geschlossen.

Die falsche Eintragung im Geburtsregister wurde gelöscht, und Christa Lensch trug fürder rechtens ihren Namen.



DM 1,80